# Verirrte Herzen.

Roman

von

**P. J. Wilcken.**

**Dritter Band.**

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

## Zehntes Capitel.

Urtheil der Freunde. — Eine Caffeevisite. — Beschleunigte Hochzeit. — Die Neuvermählten. — Der erwartete Besuch. — Fritz Möller. — Eine neue Freundschaft.

Welches Erstaunen Bernhard's Brief in M. hervorrief, läßt sich unschwer denken. Die kleine Doctorin wollte ihren Augen nicht trauen. Hatte sie doch geglaubt, daß ihr Bruder arg bedrückt, vielleicht Verzweiflung im Herzen, sich in der Welt umhertreibe, um in deren Zerstreuungen Linderung seines Kummers zu finden und jetzt erhielt sie ein Schreiben von ihm, worin er, er selbst in dithyrambischem Tone den Jubel einer neuen Liebe sang!

Nein! was war aus Bernhard geworden! Zuerst glaubte die Doctorin ernsthaft, daß er in die Schlingen von intriguanten Leuten gefallen sei, die

ihn zum Besten hätten, — so unerhört kam ihr die Veränderung in seinem Styl, in seiner Stimmung vor. Sie sprach darüber voll Besorgniß mit ihrem Manne, aber dieser lachte und sagte:

„Albernes Zeug! Der Bernhard ist kein dummer Junge, der sich so leicht übertölpeln läßt. Seine eigne Handschrift ist es ja und abgesehen von den lobenswürdigen Tiraden über das junge Mädchen schreibt er ja sonst ganz vernünftig. Den Doctor Linde in N., dessen er erwähnt, kenne ich auch und wo der dabei ist, kommt gewiß kein Gauner mit seinen Stückchen durch. Der ist viel zu vorsichtig und zu pfiffig."

„Ja, aber," — sagte die Doctorin, — „das Alles sieht doch Bernhard gar nicht ähnlich. Wie soll er sich denn mit einem Male so verändert haben!"

„Mütterchen, Auguste!" — erwiederte der Doctor mit angenommenem Ernste, — „hast Du nicht selbst erfahren, was die Liebe kann! War ich nicht ein wilder Springinsfeld, als ich mich in Dich verliebte und bin ich nicht seitdem ein so gesetzter Doctor

und Familienvater geworden, daß es eine wahre Freude anzusehen ist? — Nun also, kann denn nicht auch einmal das Gegentheil passiren und aus einem sinnigen, vernünftigen jungen Mann, der noch überdies an einem häßlichen Korbe zu tragen hat, ein fanatischer Bräutigam werden?"

„Ach!" — meinte die Doctorin, halb schmollend, — „die Sache ist mir doch nicht so zum Scherzen. Was werden die Leute — und was wird Clementine sagen!"

„Na, der gönne ich es erst recht!" — erwiederte Ferber. — „Nun kann sie sehen, was sie an dem Jungen, dem Bernhard, verloren hat. Sie sieht dann doch, daß ganz andere Leute für ihn in der Welt sind. Die Clementine mit ihrem schroffen Wesen hat mir noch nie recht gefallen und nun sieh' einmal aufrichtig den Unterschied. Macht sie wohl ein Gesicht, wie eine glückliche, fröhliche Braut? Ja, Profit die Mahlzeit! — Grämlich sieht sie aus, grämlich wie eine alte Jungfer oder höchstens pedantisch, wie Mutter Verstand. Ich begreife das

nicht und wenn ich Doctor Rudolph Henke wäre — na!“

„Ach, wie Du doch gleich hart urtheilst!“ — versetzte die gute, kleine Doctorin. — „Es sieht im Innern der Menschen oft ganz anders aus, als wie es scheint und von Herzen ist Clementine gut und brav, — darauf will ich einen Eid ablegen.“

„Ja, ja!“ — brummte der Doctor, — „Ihr Weiber nehmt einander immer in Schutz. Aber nun sieh' dagegen noch 'mal den Brief von Bernhard an. Ist es nicht hübsch, daß der Junge nicht langweilig, — wollt' ich sagen, tiefsinnig, melancholisch geworden ist, weil ihm seine anfängliche Idee mit der Clementine zu Wasser geworden? — Er hat sich fix herausgemacht, — ein ander Städel, ein ander Mädel, — und das gefällt mir gerade an ihm. Nebenbei gesagt, sind die Andeutungen, die er über die Vermögensverhältnisse seiner Braut giebt, auch nicht übel und ich sehe daraus, daß er über aller seiner Gefühlsseligkeit, die ich ihm für den Augenblick gar nicht verdenke, doch auch keineswegs den practischen Verstand verloren hat. — Sieh', Mutter, ich habe

Dir oft schon gesagt, beim Menschen ist die Hauptsache immer der Magen. Ist dafür gut gesorgt, so ist auch in der Regel das Hirn in Ordnung und die Capriolen, die das Herz macht, — übrigens ein gar nicht ästhetisches, vielmehr ein blutiges, unförmliches Ding, wie ich Dir bei jeder Section zeigen kann und wie die Dichter nur nicht hören wollen, — na, und den Capriolen des Herzens legt die gute, geduldige Zeit immer schon Gebiß und Zügel an. — So denk' ich bei Bernhard, — so fürcht' ich aber auch manchmal bei — Clementinen."

Die Doctorin war gewohnt, die Aussprüche ihres Mannes als endgültig hinzunehmen, wenn sie sich auch oft mit der Form nicht recht einverstanden fühlen konnte. Er schien ihr denn doch manchmal zu materiell, in seinen Aussprüchen wenigstens, obgleich sie aus längerer Ehe wußte, welch' gutes Herz, welche redliche Gesinnung, welche ächte Humanität sein ganzes Wesen beseelte.

Das Lob, welches Ferber ihrem Bruder ertheilte, that ihr wohl und beruhigte sie; die Befürchtungen, selbst den Tadel in Betreff Clementinens mochte sie,

weil sie sich deren Freundin nannte, nicht gleich gutheißen, aber sie empfand doch, daß in den Worten ihres Mannes, so andeutend sie auch erschienen, etwas Wahres lag.

Sie liebte ihren Bruder, sie hatte, trotz aller Gutmüthigkeit, einen kleinen Aerger gegen Clementine, nicht sowohl, weil dieselbe Bernhard abgewiesen, sondern weil sie vor ihr, die sie stets als Freundin behandelt, jahrelang ihr Verhältniß zum Doctor Henke verheimlicht hatte. Solche Unterlassungssünden, auf einem so interessanten Gebiete, vergessen, verzeihen Frauen nicht leicht.

Und dann, wir wollen gewiß und wahrhaftig den Character der Frauen, nicht durch bösartige Insinuationen herabsetzen: im Gegentheil, wir zeigen ja gerade am Beispiel der kleinen Doctorin, mit welcher Liebe wir mit guten Seelen harmoniren, — aber dann ist doch auch nicht zu leugnen, daß für ein weibliches Gemüth ein kleiner, unbezwinglicher Reiz darin liegt, ein wenig Schadenfreude zu zeigen. Es ist dies eigentlich ein ganz natürlicher und im Grunde unschuldiger Zug. Weil die Männer, die

sogenannten Herren der Schöpfung, wenigstens äußerlich das Privilegium beanspruchen, immer Recht zu haben, freuen sich die Frauen, wenn sie in kleinen Dingen auch einmal zeigen können, daß sie klug und weise gewesen sind.

So prickelte es denn unsre Doctorin wahrhaft beängstigend, Clementine sobald als möglich die Neuigkeit mitzutheilen, daß ihr abgewiesener Freier schon jetzt eine neue Braut, — und was für eine! — erworben habe.

Glücklicherweise mußte heute Nachmittag Doctor Ferber zu einem schweren Patienten auf's Land fahren; in der Küche war nicht viel zu thun, denn es brauchten nur Suppe und Braten vom vorigen Tage aufgewärmt und Kartoffeln dazu gekocht zu werden; die Compots durfte Frau Doctorin nur aus den Vorräthen aufgeben. Sie hatte gerade Johannisbeeren und Himbeeren eingemacht und die aßen die Kinder so gern! — Ueberhaupt führte die kleine Frau einen recht netten bürgerlichen, aber einfachen Hausstand.

Kaum war das Mittagsessen verzehrt und die

kleine Emmi hatte das Dankgebet gesprochen, eigentlich nur gestammelt, — so fuhr der Kutscher vor; Doctor Ferber gab seiner Auguste einen Kuß und sprang in den Wagen. Trotz seines Bittens und Weinens kam Hugo, der Aelteste, heute nicht mit Papa, wie sonst wohl manchmal zu geschehen pflegte. Bei dem Krankenbesuch, der heute zu machen war, konnte der kleine Wildfang nicht untergebracht werden.

Die Doctorin rief also Lisette, gab ihr ein paar Schillinge zu Kuchen für die Kinder und erlaubte ihr, mit ihnen eine Stunde spazieren zu gehen. Darüber machte Lisette, die überhaupt sehr gern spazieren ging, ein sehr vergnügtes Gesicht und brauchte sogar nicht, wie sonst gewöhnlich, eine übermäßig lange Zeit zur Toilette. Wahrscheinlich hatten die Jäger heute nicht die Wache bezogen.

Nachdem nun für die Kinder auf solche Weise auch gesorgt war, fühlte sich die Doctorin frei. Es war aber auch die höchste Zeit, denn ihre Neuigkeit drückte ihr schon fast das Herz ab.

Eilig gab sie der Köchin die nöthigen Verhal-

tungsbefehle, — eilig stieg sie die Treppe hinauf und holte aus dem Kleiderschrank das beste Umschlagetuch und den besten Hut, mit einer schönen, schwankenden, weißen Straußenfeder, denn es galt ja heute zu imponiren. Sie bekam eine neue Schwägerin, eine steinreiche Schwägerin aus Brasilien und ihr Bruder wurde Rittergutsbesitzer! — Das war keine Kleinigkeit und die Nachbarn und Bekannten, vornehmlich aber Tante Johanne und Clementine, mußten es doch schon ihrem ganzen Wesen und Anzug anmerken, welch' ein vornehmer Glanz auf ihre Familie gefallen war! —

Unsere liebe kleine Doctorin war nicht schlimmer, als ihre Schwestern aus dem Paradiese, aber ein bischen Eitelkeit und Renommage steckte doch auch in ihr, — freilich in unschuldigerer, liebenswürdigerer, — wir möchten sagen, unbewußterer Art, als in Frau Henke.

So begab sie sich denn in vollem Staat zu Tante Johanne, die sie gerade beim Caffee traf, — die allervortrefflichste Gelegenheit für Frauen, Neuigkeiten und ganz besonders Heirathsangelegenheiten

zu besprechen. Clementine war nicht anwesend und die Doctorin erkundigte sich sofort zärtlichst nach ihr, — denn so sehr ihr Geheimniß ihr auf den Lippen brannte, so hatte sie sich doch vorgenommen, dasselbe nur in Gegenwart des jungen Mädchens zum Besten zu geben. Den kleinen Triumph glaubte sie sich wohl gönnen zu dürfen.

Zu ihrer großen Beruhigung erfuhr sie, daß Clementine weder krank noch ausgegangen sei; sie hätte nur Einiges mit ein paar Handwerkern abzureden und werde gleich erscheinen. So wurde denn die Zeit bis dahin in Geduld oder eigentlich in Ungeduld mit Gesprächen über gewöhnliche Tagesgeschichten, über Dienstboten und andere, ähnliche, nie abreißende Themata ausgefüllt.

Tante Johanne war heute körperlich und geistig gar nicht recht wohl und gestand dies ihrer Schwägerin mit einem tiefen Seufzer. Die Unruhe, welche seit einiger Zeit in ihr Haus gekommen war, da die Aussteuer der Pflegetochter besorgt werden mußte, griff die an Stille und einen geregelten kleinen Haushalt gewöhnte Frau an und ferner konnte sie sich

über Clementinens Wesen gar nicht recht zufrieden geben. Dieselbe betrieb alle Vorbereitungen zur Hochzeit mit großer Selbstständigkeit, Umsicht und Energie, — aber keineswegs mit der muntern Freudigkeit, wie es für eine glückliche Braut natürlich gewesen wäre. Dies merkte Tante Johanne recht wohl und bekümmerte sich ernstlich darum.

„Das Mädchen ist in Allem kalt, streng befehlend und anordnend und ich wundere mich oft, wie sie immer das Rechte trifft, — denn von mir hat sie doch, in meinen beschränkten Verhältnissen, nicht viel lernen können. Aber dabei macht sie ein so gleichgültiges Gesicht, als arbeite sie in einem ganz fremden Geschäfte, — als thue sie nur ihre Pflicht, ohne Hinblick darauf, daß sie doch für sich selbst ein liebes Heimwesen zu gründen habe. Es steckt Etwas dahinter, beste Auguste. Eigentlich glücklich fühlt sich Clementine nicht und darüber bin ich manchmal recht, recht traurig.“

Es fehlte nicht viel, so hätte die Pastorin, in ihrer gutmüthigen Weichheit mehr ausgeplaudert, als sie vor ihrem Gewissen verantworten konnte. Sie

allein wußte ja aus Clementinens eigenem Munde, daß Bernhard ihr nicht gleichgültig geblieben, aber sie hatte feierlich gelobt, es gegen Niemand zu verrathen.

Jetzt hörte man Stimmen auf dem Hausflur; — die Handwerker gingen und Clementine trat in's Zimmer. Ihre Wangen erschienen der Doctorin ein wenig eingefallen, wenn auch in diesem Augenblick geröthet; offenbar hatte sie mit den Leuten draußen eine lebhafte Discussion gehabt.

Die Arbeiter glaubten, bei einem so jungen Mädchen und noch dazu einer Braut mit ihren Preisen schon etwas höher hinauf gehen zu dürfen. Aber da irrten sie sich gewaltig, Clementine hatte sich nach Allem, auch dem Geringfügigsten, ganz genau erkundigt; sie besaß außerdem eine eigenthümliche Beurtheilungsgabe und wenn sie auch Alles, was sie anschaffte, gediegen und gut nahm, so ließ sie sich doch auf keine Weise übervortheilen. Man würde sehr Unrecht thun, ihr Benehmen als Geiz zu deuten, aber eine zu genaue Controle, ein zu scharfes Nachrechnen, besonders wenn es von einer Frau oder

gar einem jungen Mädchen geschieht, verleiht ihr leicht den Anschein, als sei es eben nichts Anderes und macht sie unliebenswürdig. Namentlich war bei Clementinen bekannt, daß sie, da sie ein hübsches Vermögen besaß, keinen zwingenden Grund zur übertriebenen Genauigkeit hatte. — Der wahre Grund, den Niemand anerkannte, nach dem sie aber handelte, war ein gewisses, strenges, starres Rechtsbewußtsein, das ja auch ihre übrigen Schritte im Leben leitete.

Sie setzte sich jetzt zu den beiden Frauen an den Caffeetisch und die Doctorin hatte nunmehr günstige Zeit und Gelegenheit, ihrem Herzen Luft zu machen.

„Wir haben heute auch Nachrichten von Bruder Bernhard erhalten,“ — sagte sie nach einigen unbedeutenden Redensarten im scheinbar gleichgültigsten Tone, — „beinahe hätte ich's vergessen, Euch zu erzählen —“

„Nun, was macht er denn?“ — fragte Tante Johanne, während Clementine sich eifrig mit ihrer Tasse und einem Stückchen Zwieback beschäftigte. —

„Ist er noch unterwegs oder ist er schon wieder auf sein Gütchen zurückgekehrt?"

„I bewahre!" — versetzte die Doctorin, — „er führt jetzt ein großmächtiges Herrenleben. Denkt Euch, erst war er eine Zeitlang in Travemünde und mein heutiger Brief ist aus Scharbeutz datirt."

Es lag in der etwas perfiden Tactik der Doctorin, ihre Neuigkeiten brockenweise zu geben.

„Aus Scharbeutz?" — fragte wiederum Tante Johanne völlig unbefangen, — „wie kommt er denn dahin?"

„Ja," — entgegnete die Ferber, indem sie sich ein wenig in Positur setzte, — „das ist eigentlich eine wunderliche und ganz verwickelte Geschichte. Denkt Euch, der Bernhard ist mit einer fremden, vornehmen Familie, aus Brasilien, wie er mir schreibt, bekannt geworden und die haben ihn ganz an sich herangezogen."

„Es werden doch wohl rechtliche Leute sein?" — fragte Tante Johanne besorgt. — „In diesen Badeorten treiben sich oft so viele Schwindler herum, die es nur darauf abgesehen haben, aus fremder

Leute Taschen zu leben. Was ist denn das für eine Familie, mit der Bernhard zusammen kommt?"

„O," — erwiederte die Doctorin etwas pikirt, — „von Schwindlern ist da gar nicht die Rede. Es ist ein Herr Hoffmeister, mit Frau und Tochter und Dienerschaft. Und die Tochter, Carlota, ist ein bildschönes Mädchen von noch nicht zwanzig Jahren" — diese Worte wurden ganz besonders betont, — „und sie und Bernhard haben sich in einander verliebt und kurz und gut, — heute zeigt er mir seine Verlobung an."

Nun war die Bombe geplatzt und die kleine Doctorin fühlte sich ordentlich erleichtert, während Tante Johanne ein ganz verdutztes Gesicht machte und jedenfalls erst etwas Zeit bedurfte, um ihre Gedanken zu sammeln. Sie war für vehemente Eindrücke nicht geschaffen.

In der Caffeetasse, welche Clementine gerade während der letzten Mittheilung der Doctorin in der Hand hielt, steckte ein Löffel; dieser klirrte ein wenig, als Bernhard's Name mit dem Carlota's in Verbindung genannt wurde; sonst hielt sich das Mäd-

chen tapfer; keine Miene zeigte eine besondere Aufregung und die Doctorin, die sich gerade auf diesen Moment recht eigentlich gefreut hatte, ärgerte sich doch ein wenig.

Sie hatte indeß, da sowohl Tante Johanne als Clementine hartnäckig schwiegen, volle Muße, in ihren Mittheilungen fortzufahren.

Und nun erzählte sie von den glänzenden Aussichten Bernhard's, wie er sich ein großes Rittergut kaufen würde und dann, wie reizend er seine Braut schildere und wie überaus glücklich er sich fühle. Sie hatte den Brief ihres Bruders als Text im Sinn, aber da sie einmal im Zuge war, phantasirte sie frisch darauf los und erging sich in den liebenswürdigsten Phantasieen, — freilich ein bischen mit in der Absicht, Clementinen fühlen zu lassen, welchen Schatz sie an Bernhard verloren habe.

Schwesterliebe ist etwas sehr Schönes, - oftmals hoch Beglückendes; wir sehen aber doch, daß sie selbst gute Herzen manchmal zur Grausamkeit führen kann.

Die Doctorin wollte nur die Ehre ihres Bruders

retten und bedachte nicht, — konnte es auch, unter den vorliegenden Verhältnissen, nicht in dem Maße wissen, — wie weh, wie tief innerlich weh sie Clementinen that. Hätte sie in deren Herz schauen können, sie hätte sich gewiß laut weinend an ihre Brust geworfen, sie um Verzeihung gebeten und sie getröstet, so viel sie nur vermochte, statt daß sie sich jetzt eine falsche Freude daraus machte, sie immer noch mehr zu kränken und zu demüthigen.

Aber so sind wir Menschen! — Wir meinen oft gut zu sein und Andere beurtheilen zu können; — wir meinen, einen unschuldigen Scherz, eine kleine Rache ausüben zu dürfen und martern dabei unsere Nächsten, Liebsten, — weil wir uns nicht die Mühe geben oder weil unser Verstand nicht ausreicht, oder weil unsere Unbesonnenheit es nicht zuläßt, — in einer anderen Menschenseele zu lesen! —

O wenn doch ein Jeder von uns mehr Rücksicht nehmen wollte auf seinen Nächsten! Es ist so gar leicht, nach der äußeren Erscheinung abzuurtheilen, — aber den eigentlichen Seelenzustand, der die Handlungen Anderer motivirt, — den zu beurtheilen,

ist so schwer, so schwer, daß wir uns doch ja scheuen sollten, hart zu sein. Einer ist nur, der Herzen und Nieren prüft und dem das wahre Urtheil zusteht. Unsere ganze Gerichtsverfassung sogar, von den klügsten Köpfen, nach den humansten Grundsätzen modifizirt, hebt jenen Mangel in der Gesellschaft nimmer auf, — wie sollte der Klatsch, die spießbürgerliche Verdammungs- und Verkleinerungssucht aufhören! Und doch spricht der Erlöser: „Ihr sollt Gott über Alles lieben und Euren Nächsten gleich Euch selbst!“ und er verdammt selbst nicht die Schwachen und Verirrten, sondern verheißt ihnen Barmherzigkeit und Gnade! —

Und immer noch schwiegen Tante Johanne und Clementine. — Dies fiel denn doch endlich der sprechseligen Doctorin auf und indem sie plötzlich stark erröthete, ergriff sie die Schwägerin und Clementine bei der Hand und sagte:

„Verzeiht, Ihr Lieben! Aber Bernhard's Glück hat mich so aufgeregt. Es ist vielleicht Unrecht von mir, vielleicht unpassend, daß ich gerade hier meine Freude darüber so lebhaft auslasse. Vergebt, —

aber er ist doch mein Bruder und ich halte so viel, so viel von ihm!“

Sie begann mit einem Male bitterlich zu weinen. —

Wir möchten nicht gern in's Lächerliche fallen, indem wir nun eine Scene schildern, die, gelesen, unwahrscheinlich aussehen mag. Aber es ist eine Thatsache, daß in der Wirklichkeit oft Dinge passiren, die, vom Künstler nachgebildet, gesucht und unnatürlich erscheinen. Es giebt oft Wolkenbildungen, die, vom Maler getreu auf Leinwand copirt, als Verrath an der Kunst erscheinen und doch läßt sie der größeste Künstler des Weltalls, der Schöpfer aller Dinge, gerade so am Himmel auftauchen. Wir wollen den Vergleich nicht weiter verfolgen, sondern einfach erzählen, daß alle drei Frauen, die, Jede in ihrer Art, in einer bangen Herzensspannung gewesen waren, mit einander weinten.

Auch die starre, strenge Clementine, während Tante Johanne mehr oder minder nur die Mitleidende war. Vor wenigen Augenblicken noch hatten sie Alle einander beinahe kraß entgegen gestanden,

denn auch Tante Johanne, obgleich sie es nicht ausgesprach, war von der Art, wie die Doctorin ihren Uebermuth walten ließ, unfreundlich berührt gewesen. Aber der plötzliche, ächt weibliche Uebergang in der Schwägerin Benehmen schmolz auch ihre weiche Seele in einen Thränenstrom zusammen.

Es wurde eine Zeitlang gar nicht gesprochen, aber die Hände wurden herüber und hinüber gereicht und Blicke ausgetauscht und die feinen weißen Linnen- und Battisttaschentücher waren unaufhörlich in Bewegung. —

Clementine war die Erste, welche sich einigermaßen faßte.

„Also es ist doch Alles wahr?“ — sagte sie und faltete die Hände in ihrem Schooß und blickte recht zum Erbarmen an die Zimmerdecke, — „er ist Bräutigam und hat uns Alle vergessen?“

„Ach ja! wer hätte das gedacht!“ — fügte Tante Johanne, gerade nicht allzu geistreich, hinzu.

„Wenn es nur zu seinem Glücke ausschlägt!“ — ergänzte die Doctorin, noch immer schluchzend, — „ach, wie hatte ich mir Alles so ganz anders gedacht!“

Und wieder verhüllten die Damen ihre Angesichter in ihren Tüchern. —

„Ihr Lieben!“ — nahm nach einer abermaligen, sehr wehmüthigen Pause Tante Johanne das Wort: — „Was Gott thut, das ist wohl gethan und was Er zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen. Wir wollen Ihn bitten, daß Er unsern Bernhard recht glücklich mache.“

„Ja, das wollen wir!“ — rief die Doctorin heftig und faltete ihre zierlichen Händchen. — Clementine aber stand auf, trat an's Fenster und schien dort im Gebet um Glück für Bernhard — oder um Kraft für sich zu flehen. —

Tante Johanne hatte den vortrefflichen Einfall, noch etwas gemahlenen Caffee in den Filtrirtrichter zu schütten und mit Hülfe des summenden Theekessels eine neue Auflage des wunderwirkenden Getränkes zu bereiten. — Dies war bald geschehen und sie lud nun in möglichst gesetztem Tone zu einer frischen Tasse ein.

Auch Clementine kam wieder an den Tisch und setzte sich. Es gewährt manchen Seelen eine große Wollust, im eigenen Schmerz zu wühlen. Das

haben namentlich unsere Kirchenväter und die orthodoxe Geistlichkeit vortrefflich ausstudirt und sie suchen eins ihrer unfehlbarsten Mittel, schwache Herzen zu rühren, darin, daß sie die Leidensgeschichte Christi, ferner die Höllenqualen und was dahin gehört, was nur eine verbrannte, sinnliche Phantasie von Gräßlichem hat erdenken können, mit wahrer Wonne, mit schwelgerischer Breite ausmalen und geradezu in Blut und Wunden wühlen.

Clementine war an sich im Ganzen genommen stark und starr; aber sie hatte auch ihre schwache Seite und in der eben geschilderten Richtung konnte sie fanatisch sein. Haben wir doch schon gesehen, daß sie sich selbst das Kreuz der Entsagung aufgelegt hatte, — im Glauben an ein ihr von Gott bestimmtes Martyrium.

Jetzt wollte sie darum auch den Kelch ganz leeren und drang in die Doctorin um immer nähere, genauere Details in Betreff Bernhard's und seiner neuen Braut. Ob Jene dies vermuthet hatte, — genug, sie erinnerte sich, daß sie den Brief ihres Bruders in der Tasche ihres Kleides bei sich trage.

Natürlich mußte sie denselben nun zum Besten geben und er wurde Wort für Wort analysirt und commentirt, — Schiller, Göthe, Dante können verhältnißmäßig kaum gründlicher commentirt worden sein.

Und wie die Frauen sich leicht in eine große Reizbarkeit hineinreden können, so haben sie auch die glückliche Gabe, daß sie, durch gründliches Hin- und Hersprechen sich wieder herauszuschwatzen vermögen, denn über der Lust an der Unterhaltung, die bald nach allen Richtungen abschweift, vergessen sie zuletzt, wenigstens für den Augenblick, das ursprüngliche Thema.

So ging es auch unseren drei Damen. Der treffliche Caffee, — ein ganz anderer, als Frau Henke ihn bereitete, -- that gleichfalls seine Wirkung. Tante Johanne verstand das Nöthigen aus dem Grunde und endlich schrak die kleine Doctorin ordentlich aus dem sehr animirt und traulich gewordenen Gespräch auf, denn es fing schon an zu dämmern und ihr Mann konnte jeden Augenblick zurückkommen und für Hugo und Emmi, wenn sie mit Lisette wieder nach Hause kehrten, hatte sie auch noch

keine warme Milch besorgt. Sie hatte ja ursprünglich nur auf ein paar Minuten zur Schwägerin gehen wollen und nun waren ein paar volle Stunden daraus geworden! —

Als die Doctorin fort war, sahen sich Tante Johanne und Clementine an, mit einem langen, langen Blick. Das Mädchen stand auf, offenbar einen Moment unschlüssig; dann warf sie sich der Pastorin in die Arme, preßte sie fest an sich und gleich darauf eilte sie aus dem Zimmer. Sie hatten kein Wort mit einander gewechselt, aber sich nur zu gut verstanden. —

Von dieser Zeit an begann Clementine, ihre Vorbereitungen zur Hochzeit mit verdoppeltem Eifer zu betreiben und zwar wurde dieselbe jetzt definitiv auf einige Tage vor Michaelis festgesetzt, dann traten die Schulferien ein und das junge Paar wollte diese zu einer kleinen Reise benutzen.

Das Verhältniß zu Frau Henke wollte sich noch immer nicht günstiger gestalten. Seit sie Herrn Hans Möller's Bekanntschaft gemacht und das große, kostbare Umschlagetuch zum Geschenk erhalten

hatte, war ihr Hochmuth in bedenklichem Grade gestiegen. Clementine kümmerte sich jedoch um Nichts. Sie hatte streng darauf bestanden, eine abgesonderte Wirthschaft zu führen und die künftige Schwiegermutter nebst ihrer alten Margarethe mußte sich mit ein paar Zimmern in der ersten Etage, wo auch eine kleine Küche für sie eingerichtet war, begnügen.

Ganz geräuschlos und nur im Kreise der nächsten Freunde wurde endlich das Hochzeitsfest begangen. Leider hatte Onkel Hans nicht zu demselben kommen können, weil er heftig an der Gicht litt. Frau Henke war über sein Ausbleiben natürlich untröstlich.

Die Neuvermählten besuchten Hamburg, Berlin, Leipzig, Dresden und Clementine hatte während der Reise volle Gelegenheit, den Reichthum an Kenntnissen zu bewundern, den ihr Gatte bei Besichtigung und Beurtheilung der mannichfachsten Kunstwerke entwickelte. Sie selbst war in solchen Dingen recht unbewandert und wenn sich Rudolph, in wissenschaftlichem Eifer, auch alle Mühe gab, sie in diese ihr neuen Gebiete einzuführen, die er mit Begeiste-

rung cultivirte, — es half ihm wenig, denn ihr ging ein für alle Mal der Sinn, das Interesse dafür ab.

Im Anfange bemerkte er diese ihre Einseitigkeit noch nicht in ihrer vollen Größe, denn sie gab sich Mühe, wenigstens einiges Interesse zu heucheln, aber später, als sie längst wieder nach M. zurückgekehrt waren, mußte er doch nach und nach die trübe Erfahrung machen, wie wenig sie mit seinen Lieblings-Studien und Neigungen harmonirte.

Sie zeigte und bewährte sich als eine vortreffliche Wirthschafterin und Hausfrau, aber damit hörte denn auch für Rudolph so ziemlich Alles auf. Sein Arbeitszimmer betrat sie selten, denn seine Bücher und Schriften langweilten sie, eben so sehr wie seine Gespräche darüber; und kam er zu ihr, um mit ihr ein Wort zu plaudern, so war sie bald in der Küche am Heerde, bald am Plätttisch beschäftigt, oder sie hatte eine Schneiderin sitzen, wodurch jede vertrauliche Unterhaltung unmöglich wurde.

Und wenn er sie auch dann und wann allein und weniger beschäftigt traf, so fehlte es ihnen doch in der Regel an Stoff zu eingehenderer Unterhaltung,

weil ihre beiderseitigen Ideeenkreise so gänzlich auseinanderlagen. Zärtlichkeit und Liebe, welche sonst auch diese Ungleichheiten oft auf glückliche Weise zu vermitteln pflegen, waren bei ihnen nicht stark genug. Sie fühlten unwillkürlich eine Art Kälte und Leere bei einander, die mit der Zeit nur noch wuchs.

Frau Henke, — so wenig sie auch im Ganzen mit dem jungen Paare in Berührung kam, so sehr Clementine sie auch auf ihre Grenzen zu beschränken strebte, bemerkte das flaue Verhältniß zwischen den Gatten doch recht gut. Margarethe spionirte, so viel sie nur vermochte und trug ihre Beobachtungen mit gehässiger Freude der Alten zu. Natürlich schob Frau Henke jegliche Schuld auf Clementine und ließ es nicht an gelegentlichen Andeutungen bei Rudolph und an Hetzereien gegen seine junge Frau ermangeln. Sie hätte dieselbe gern als vollkommenen Hausdrachen hingestellt und doch war Clementine, von ihrem Standpunkte aus, nicht gerade zu schelten.

Sie handelte in Allem, was sie that, nach strengen Rechtsbegriffen. Konnte sie dafür, daß sie kein Verständniß für ihres Mannes Studien hatte, —

brauchte sie ein solches, — hatte sie es ihm gelobt, als sie ihm ihre Hand gereicht? — Sie that als Hausfrau vollkommen ihre Pflicht, — was konnte man mehr von ihr verlangen?

Daß sie es an der Liebe mangeln ließ, die sich so gern und opferfreudig fügt und schmiegt, daß sie dadurch den wahren Frieden und das rechte Glück von ihrem Hause fern hielt, — ja, sie empfand es, ja sie empfand es tief, aber wie urtheilte sie darüber?

Sie klagte ihr Schicksal an, — sie beklagte sich, daß ihr das Liebesglück versagt worden. Sie nannte sich wohl in einsamen Stunden eine Märtyrerin, die dennoch ihr Martyrium mit heldenmüthiger Fassung trage.

Daß sie sich an Rudolph versündigte, schon seit dem Moment versündigt habe, wo sie klar über ihr eigenes Herz geworden war, wo sie die glühende Liebe für Bernhard in demselben gefunden, — daran dachte sie nicht. Und darin lag ihr sträflicher Egoismus.

Die Folgen blieben auch für sie nicht aus; ihr Character, im ewigen Zwiespalt mit ihrem rebellischen

Herzen, wurde immer schroffer, bitterer, verbissener und reizbarer. So konnte es nicht fehlen, daß auch Andere sie unliebenswürdig fanden, und daß sie mit allem ihrem Rechtlichkeitsgefühl sich fast einsam fand. Ihre einzige treue Freundin und Vertraute blieb Tante Johanne.

Und Rudolph? — Wir haben Clementine einseitig genannt, aber auch er war es. Sein Geist war in hohem Grade regsam und leicht zur Begeisterung fortzureißen. In einer solchen Anwandlung hatte er einst auch um das junge Mädchen gefreit. Auf der andern Seite fehlte ihm der ruhige, besonnene Ueberblick, der dem Manne und namentlich dem Familienhaupte so wohl ansteht und wodurch sich gar Manches ausgleichen, versöhnen und in die rechten Bahnen leiten läßt. Er war in dieser Hinsicht vollkommen unpractisch, wie ein Kind.

Seine Studien nahmen seinen Geist überwiegend in Anspruch. Schon hatte er sich in der gelehrten Welt durch mehre gediegene Schriften einen sehr wohlklingenden Namen gemacht. Nun fühlte er, bei dieser geistigen Regsamkeit, häufig das Bedürf-

niß sich auszusprechen, mitzutheilen und dazu fand er, wie wir gesehen haben, im Hause nicht die Gelegenheit. Deshalb besuchte er häufig die Weinstube und den Club, wo er stets ein gern gesehener Gast war. Clementine verdrossen diese Ausgänge, die sie mit ihrer strengen Häuslichkeitsidee nicht vereinbaren konnte; sie ahnte kaum, daß sie die meiste Schuld daran trage.

Im Ganzen sah es also in Rudolph's Hause nicht allzu freundlich aus; an den Nothwendigkeiten des Lebens, die in andern Familien oft so große Sorgen machen, fehlte es hier nicht; Clementinens Vermögen war bedeutend genug und ihres Mannes Einnahme wäre allein schon mehr als hinreichend gewesen. Aber, — wie gesagt, — die rechte Liebe und das gegenseitige Verständniß fehlten.

Aehnliche Zustände treffen wir sehr oft im Leben; sehr oft werden dieselben aber auch mit der Zeit gemildert und selbst gänzlich ausgeglichen, — wenn Kinder erst das Haus bevölkern. Da werden andere, gemeinsame, früher nicht gekannte Interessen rege und diese führen auch die Eltern, in gemein=

samer Freude oder gemeinsamer Sorge, einander wieder näher.

Bei Doctor Henke's verging der Winter ohne jene erfreuliche Aussicht; dagegen hatte Herr Hans Möller geschrieben, daß er zu Ostern seinen Fritz nach M. zu bringen gedächte.

Frau Henke, die Schwiegermutter, hoffte von diesem Ereignisse gewaltig viel zu profitiren. Sie hatte sich auch bereits einen neuen Frühlingshut machen, ein altes Seidenkleid neu auffärben und ihre falschen Locken vom Perrückenmacher frisch toupiren lassen. — In dieser Verfassung glaubte sie mit sicherem Erfolg ihren Angriff auf das Herz des wackeren Herrn Hans Möller fortsetzen zu können.

Ferner calculirte sie, daß sie durch die Anwesenheit des kleinen Fritz wieder einen größeren Einfluß auf das Hauswesen ihrer Schwiegertochter erlangen müsse. Diese wußte ja mit Kindern noch gar nicht umzugehn, — sie aber war eine erfahrene Frau und ohne ihren Rath konnte es in hundert Fällen gar nicht abgehn. Das war ja ganz natürlich und sie hatte sich schon vorgenommen, wenn Onkel Hans

den Jungen brächte, von vorn herein entschieden darauf hinzudeuten, daß sie vornehmlich ihn in ihre mütterliche Obhut zu nehmen gedenke. —

Ach! — was sind Hoffnungen, — was sind Entwürfe! — Wir armen Sterblichen müssen uns an Enttäuschungen gewöhnen, denn unser Blick ist vom weisen Allvater getrübt, damit wir die Zukunft nicht erkennen und nicht, in unserer Schwachheit, voreilig verzagen.

Der Tag, kurz vor Ostern, war angesetzt, an welchem Onkel Hans mit dem kleinen Fritz erscheinen sollte. Clementine hatte zur Feier des Tages, — es war gerade wieder in den Schulferien, — ein tüchtiges Gericht Fische und einen großen Kalbsbraten besorgt und Tante Johanne und Doctor Ferber's, Mann und Frau, ja sogar die Kinder, Hugo und Emmi, eingeladen, denn der Onkel hatte geschrieben, daß er schon am Vormittage einzutreffen gedenke.

Schwiegermutter Henke hatte sich durch die alte Margarethe bei Clementinen zum Vormittags-Thee anmelden lassen. Es ist nämlich in diesen Gegenden

Deutschlands eine ganz gemüthliche Sitte, daß die vornehmeren Damen um elf, zwölf Uhr ihren Theetisch bereit haben, um an demselben die sie etwa besuchenden Verwandten, Freunde und Bekannten zu empfangen. Viele Steifigkeit des gewöhnlichen Visite-Machens fällt dadurch weg und man fühlt sich bei der dampfenden Tasse gleich in behaglicher Stimmung.

Frau Henke hatte schlau combinirt. Sie wollte bei der Ankunft von Onkel Hans gleich zugegen sein, damit ohne ihr Wissen Nichts verhandelt würde und damit sie durch ihre imposante Erscheinung sofort den gewünschten Eindruck auf ihn machen könne.

Darum hatte sie auch schon jetzt ihr neugefärbtes Kleid angezogen, die große, paradirende Haube aufgesetzt, — der neue Hut lag neben ihr auf einem Stuhle, — und die renovirten Locken machten sich in ihrer Art prachtvoll. — So erwartete sie, mit hoch gehobenem Kopfe, den braven Onkel, während Clementine aus- und einging, um im Haushalt und in der Küche nachzusehen, — Rudolph aber, kaum

des wichtigen Tages eingedenk, im langen Schlafrocke in seinem Studirzimmer am Pult stand und über Hegel und Fichte schrieb. —

Es mochte etwas nach Zwölf geworden sein; Frau Henke wurde immer ungeduldiger und auch Clementine ging es nicht viel besser; denn da sie sich einmal auf eine größere Mittagsgesellschaft eingerichtet hatte, da die Fische zum Einlegen in den Kessel bereit und der Braten im besten Braunwerden war, wünschte sie, daß nun auch Alles recht glatt und eben gehen möge.

Auf der Straße war es fast leer. In einer Landstadt essen die meisten Leute früh zu Mittag und so ging nur manchmal ein einzelner Spaziergänger vorüber. Frau Henke's Ohren waren scharf hinaus gerichtet. Da hörte sie von der Richtung her, wo der goldene Löwe lag, einen schweren Tritt und fröhliches Kindergeplauder auf der Gasse.

Fast hätte sie ihre ganze Grandezza verloren, hätte ihre malerische Position im Sopha aufgegeben und wäre an die Thür gestürzt, aber ein strenger

Blick ihrer Schwiegertochter hielt sie doch noch glücklich in Schranken.

Jetzt öffnete sich die Hausthür. Jemand scharrte täppisch mit den Füßen auf dem Flur und die Kinderstimme lachte hell dazwischen. Clementine öffnete die Zimmerthür, den guten Onkel zu empfangen und vor ihr stand, mit der Mütze in der Hand und mit dummgrinsendem Gesicht, — Jan-Peter, — der Kutscher, oder Knecht des Herrn Hans Möller. Hinter ihm barg sich, halb blöde, halb neugierig, ein kleiner, frischer Junge von sieben Jahren.

„Herr mein Gott!" — schrie Frau Henke von ihrem Sopha her und wußte selbst nicht recht, ob es der passende Augenblick sei, in Ohnmacht zu fallen, — „Jan-Peter, wo ist Sein Herr?" —

„Um Vergebung!" — erwiederte der Knecht, — „ich hab' hier diesen Brief an die junge Frau Doctorin abzugeben, — und — und da ist der Fritz!"

Mit diesen Worten schob er den Jungen in das Zimmer und blieb selbst auf der Schwelle stehen, wie es nun einmal Bauern-Manier ist.

Jeder Bauer bleibt, wenn er zu vornehmen Leuten in die Stube kommt, in der Thür stehen oder, wenn er sich setzen muß, so setzt er sich auf den Stuhl, welcher am nächsten an der Thür steht. Es ist, als ob er eine Art Angst vor der ungewohnten Luft habe und jeden Augenblick an Retirade denke. Wird ihm Etwas angeboten und er muß an einem Tische Platz nehmen, so bleibt er doch mit seinem Stuhl mindestens zwei Fuß von dem Tische entfernt. Man sieht ihm an, er fühlt sich in diesen Formen unbehaglich. Zu Hause oder in der Schenke ist er gewohnt, den Rock abzuziehen und sich's mit aufgestützten Ellenbogen bequem zu machen. Das geht hier allerdings nicht und deshalb ist ihm „benaut".

Der kleine Fritz, von welchem wir gleich weiter sprechen wollen, war weit dreister, als sein Führer und stand mitten im Zimmer, neugierig mit seinen hübschen, braunen Augen um sich guckend. Inzwischen las Clementine den kurzen Brief von Onkel Hans und Frau Henke, die nicht wagte sie zu stören, versuchte durch Blicke mit Jan-Peter zu telegraphiren, um wenn möglich Auskunft von ihm zu erlangen.

Jan=Peter aber starrte die alte, „aufgefliehte“ Madame ganz verwundert an und machte ein sehr dummes Gesicht.

Herr Hans Möller schrieb nur ganz kurz und die langen, knitterigen Buchstaben ließen errathen, welche Mühe ihm schon dies Schreiben gemacht habe. Er theilte seiner Nichte und deren „liebwerthem Herrn Gemahl“ mit, wie sich zu seiner Gicht und seinem Zipperlein nunmehr auch noch ein gar schlimmes Asthma gesellt habe, das ihm gewaltig viel Beschwerden verursache.

„Aber,“ — fuhr der Biedermann fort, — „den Jungen, den Fritz, kann ich das nicht entgelten lassen. Er hat gar zu große Lust, in die Schule zu gehen und etwas Ordentliches zu lernen. Deshalb hab' ich ihn mit dem Jan=Peter fortgeschickt und Ihr werdet ihn gut aufnehmen und halten, wie Euer eigen Kind. Dessen getröste ich mich zum lieben Gott und nun lebe wohl und grüße mir auch die Frau Pastorin und die alte Madame.“

Clementine konnte sich nicht enthalten, diese Epistel ihrer Schwiegermutter vorzulesen, die beson=

ders auch über den Schluß gar nicht gut hinwegkommen konnte, denn sie hatte sich die Erinnerung und die Grüße vom Onkel Hans an sie doch viel herzlicher gedacht. Indessen glaubte sie vorerst gar nicht, daß es so in dem Briefe wirklich stünde; ihre Brille hatte sie nicht bei sich und nun meinte sie, Clementine wolle ihr nur einen Schabernack anthun. Merken ließ sie sich diesen Argwohn nicht, doch nahm sie die Gelegenheit wahr, als Clementine sich nun zu dem kleinen Fritz wandte, aufzustehen, ihren Hut, der ja nunmehr unnütz geworden, in die Hand zu nehmen und mit dem Bemerken, gleich wieder zu kommen, das Zimmer zu verlassen.

In der Thür stieß sie den dort noch immer geduldig, mit offenem Munde harrenden Jan-Peter mit dem Ellenbogen kräftig in die Seite und raunte ihm zu:

„Komm' Er mit!“

Dabei zeigte sie mit der Hand nach der Treppe, die sie voran hinaufstieg.

Jan-Peter sah ihr etwas verdutzt nach und kraute sich mit der linken Hand in den wolligen

Haaren. Das Treppensteigen ist den Bauern hier, die immer parterre wohnen, etwas ganz Ungewohntes. Eine gewöhnliche Sprossenleiter kennen sie wohl, aber eine Treppe nicht und sie sagen von einem Städter, der in einer oberen Etage logirt: „he wahnt upp'n Böhn!“ — (er wohnt auf dem Boden). —

Endlich, als Frau Henke von Oben nochmals, in etwas gedämpftem, aber lieblichem Flüsterton rief: „Jan-Peter, so komm' Er doch! — will Er nicht einen Bittern trinken?“ — da entschloß sich der Gute dennoch und strampelte, so gut es eben gehen wollte, die Treppe hinauf, natürlich, indem er sich fortwährend mit beiden Händen am Geländer festhielt.

Oben angelangt, wurde er von Frau Henke mit großer Holdseligkeit und Grazie in ihr Zimmer geführt. Er mußte sich setzen und sie holte aus dem Eckschrank die uns schon bekannte Flasche, die bereits einmal Herrn Hans Möller durch ihren Inhalt erfreut hatte. Nach und nach verlor Jan-Peter seine ursprüngliche Scheu; er langte auch tapfer zu, als

ihm Frau Henke ein paar große Butterbröde vorsetzte und dann beantwortete er alle ihre Fragen über seinen Herrn mit treuherziger Naivität.

Besonders mußte er darüber berichten, ob Herr Hans Möller ein solider Mann sei und ob er seine beiden verstorbenen Frauen gut behandelt habe. Als über diesen zarten Punkt die befriedigendste Auskunft gegeben wurde, schenkte Frau Henke dem Jan-Peter den vierten Bittern ein.

Inzwischen hatte sich Clementine mit dem kleinen Fritz beschäftigt. Es war ein auffallend hübscher Junge mit braunen Augen und eben solchem, gekräuseltem Haar. In seinem Blick lag etwas Offenes, Zutrauliches. Er besaß nicht jene kindische Blödigkeit, welche wir so oft antreffen, wenn die Kleinen sich zuerst fremden Menschen gegenüber sehen und von ihnen angeredet werden.

Seine Sprache war allerdings etwas breit, aber nicht eigentlich bäurisch, — auch seine Manieren, so weit davon überhaupt schon die Rede sein konnte, anständig, so daß man gar wohl sah, daß der Vater oder wer sonst bisjetzt die Erziehung geleitet, streng

darauf geachtet hatte. Kurz, der Junge machte auf Clementine, die eigentlich eine Art von Bauerrangen erwartet und deshalb einige Angst vor dem kleinen Vetter gehabt hatte, einen ganz freundlichen Eindruck.

Sie klingelte und ließ ihren Mann bitten, zu kommen. Rudolph war von der Schule her gewohnt, mit Knaben umzugehn und hatte bald den Fritz auch gegen sich vertraulich gemacht. Schon nach einer halben Stunde saß er auf Onkel's Schooß und plauderte gemüthlich und fragte neugierig nach Diesem und Jenem, was ihm unterwegs und jetzt in der großen Stadt, wofür er M. hielt, aufgefallen war.

Nun stellten sich auch Tante Johanne und die Ferber's ein; Frau Henke wurde gerufen, — man bedauerte allgemein, daß Herr Hans nicht habe mitkommen können, ließ sich aber doch das Mittagsessen, welches Clementine ausgezeichnet bereitet hatte, vortrefflich schmecken.

Komisch war es zu sehen, wie Frau Henke sich Mühe gab, durch allerlei Caressen und Zustecken

leckerer Bissen die Aufmerksamkeit und Zuneigung des Knaben zu gewinnen. Aber Fritz zeigte von vorn herein eine entschiedene Abneigung gegen sie; mit desto größerem Attachement drängte und wandte er sich bei jeder Gelegenheit an Rudolph. —

Und so blieb es auch in späteren Zeiten. Rudolph seinerseits faßte eine leidenschaftliche Zuneigung zu dem Kinde; er bedurfte vielleicht Jemandes, mit dem er herzlich verkehren konnte. Bei Clementinen fand er es nicht. Fritz dagegen merkte sehr bald, wie lieb sein Onkel ihn habe und vergalt diese Liebe mit gleicher Münze.

Clementine hatte im Gegentheil nicht eigentlich die Gabe, mit Kindern herzlich umzugehn. Sie sorgte auf das Gewissenhafteste für alle Bedürfnisse des Kleinen, — das war aber auch so ziemlich Alles. Daneben wurde sie manchmal recht ärgerlich, wenn die Schwiegermutter, die sich in dieser Beziehung für berechtigt hielt, ihr weise Lehren wegen des Jungen ertheilen wollte. In einer gereizten Stimmung war die junge Frau ja ohnehin und so kam es denn manchmal zu recht verdrießlichen Scenen,

über die sich Niemand mehr freute, als die alte Margarethe, welcher Clementine ein Dorn im Auge geblieben war. Daß Rudolph unter solchen Umständen sein Haus immer ungemüthlicher wurde, versteht sich von selbst. Er sagte sich öfters in trüben Stunden, daß er nur zwei ächte Güter des Lebens besäße, — seine Arbeit und seinen Fritz! —

---

## Elftes Capitel.

Eine andere Verlobung. — Der Pächter und der Vogt. — Auf Bützow. — Brautstand in Hamburg. — Abermals Hochzeit. — Wie es geht. — Der Verwalter. — Verrath. — Kurzes Glück und Tod.

Wir haben Bernhard verlassen, als er jenen Brief an seine Schwester geschrieben hatte, der nicht ohne Einfluß auf Clementinens Stimmung und Entschlüsse geblieben war. Am folgenden Morgen trat er gewissermaßen als ein neuer Mensch der Familie Hoffmeister entgegen, denn er war jetzt ein Mitglied derselben, Carlota's erklärter Bräutigam.

Doctor Linde hatte ganz Recht gehabt. Mit der Krankheit des jungen Mädchens war es nicht weit her. Bernhard traf sie schon am Caffeetisch in der Veranda und wenn sie auch noch ein Bischen ange-

griffen erschien, so erhöhte dieser Zustand gewissermaßen noch ihre Reize; sie erhielt dadurch jenes Schmachtende, welches bekanntlich die Creolinnen so verführerisch macht. Sie war allerdings keine Creolin, aber sie stammte aus jenen Ländern, wo das süße Sichgehenlassen zu den Privilegien der Damen höherer Gesellschaft gehört.

Bisjetzt war das neue Verhältniß, in welches Bernhard getreten war, der übrigen Badegesellschaft nicht bekannt gemacht. Herr Hoffmeister hatte jedoch den Logiswirth, Herrn Bartels, in's Vertrauen gezogen, ihn beauftragt diesen Mittag für eine exquisite Speisekarte an der table d'hôte, für Blumen und Musik zu sorgen und so die Gesellschaft mit einem improvisirten Fest, — dem Verlobungsfest Carlota's und Bernhard's zu überraschen.

Diese beiden, eigentlichen Hauptpersonen wußten selbst Nichts von jenen Veranstaltungen; daß der Doctor Linde heute mit seiner jungen, höchst liebenswürdigen Frau schon früh und zwar in seiner besten Equipage erschienen war, fiel ihnen nicht weiter auf. Um so mehr waren sie erstaunt, als sie Mittags in

den Speisesaal traten, ein Tusch sie empfing, eine halb ernste, halb scherzhafte Anrede des Doctors sie begrüßte und dann von der ganzen Badegesellschaft ein lautes Hoch auf das junge Brautpaar ausgebracht wurde.

Carlota war an große Feste und dergleichen gewöhnt; für Bernhard war ein solches etwas Neues und nun gar er als Held desselben!

Ihm schwindelte der Kopf. Er sollte die vielen Glückwünsche, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurden, durch ein paar Worte erwiedern, — er sollte zum ersten Male in seinem Leben eine Rede halten. Der Schweiß trat ihm bei dem Gedanken auf die Stirn und am Liebsten wäre er an den Strand hinunter gelaufen, um in der frischen Seebrise Kühlung zu suchen.

Es half indeß Alles Nichts. Schwiegerpapa und Doctor Linde bestanden durch heimliche Winke und Zuflüsterungen auf der Rede und auch Carlota sah ihn bittend an. Nun entschloß er sich denn endlich und als er sprach, als er aus tiefer Empfindung in kurzen Worten sein Glück schilderte, in herzlicher Rede

für die allgemeine Theilnahme dankte, — da merkte wahrlich Keiner, daß er ein Dilettant im Reden sei. Es bewährte sich die alte Erfahrung, daß der nachhaltige Eindruck nicht durch gesuchte, geschulte, pompöse Floskeln erreicht werde, sondern durch die innere Ueberzeugung des Sprechenden und vor Allem durch den Adel der Gesinnung.

Als er unter lebhaftem Applaus geendet, sah ihn seine Braut mit stolzem, beinahe ehrfurchtsvollem Blicke an. Die Gewalt seiner schlichten, schönen Männlichkeit imponirte ihr, begeisterte sie. O wie gern wäre sie ihm in diesem Augenblicke um den Hals gefallen, — aber, — es schickte sich ja nicht vor alle den fremden Menschen! —

„Es schickt sich nicht!“ — ja wohl ist das eine Redensart, die oft mißbraucht wird, denn die Moden und Sitten sind himmelweit verschieden. Hier, in einem Lande, gilt als anständig, was in dem andern die höchste Entrüstung hervorrufen würde. In Deutschland, zum Beispiel, hält man die Kinder in der Familie, wo es nur irgend geht und man denkt ihnen die größeste Wohlthat zu erweisen, wenn

man sie in derselben aufzieht. — In Frankreich giebt man die Neugebornen schon auf's Land und sieht sie oft kaum wieder, bis sie in's Pensionat kommen und von da in's Leben treten. In England nennt man steifes Ceremoniell, das gar häufig, wie beim Richterstande, in die lächerlichste Pedanterie ausartet, — nennt man Prüderie und kirchliche Scheinheiligkeit, — Flegelei und krämerhaften Egoismus — Gentlemanlike! —

Um in unsern Vergleichen auf den vorliegenden Fall zu kommen, erwähnen wir noch eines Contrastes. — Der Orientale sieht seine Braut, seine künftige Frau nicht vor der Hochzeit. Der Deutsche hat die Unsitte, daß er, als Bräutigam, seine Verlobte in jeder Gesellschaft, vor Aller Augen liebkost und küßt und damit, ohne es eigentlich zu wollen, entschieden gegen jeden guten Ton verstößt.

Andacht und Liebe sind zu heilig für die Profanation. Sie verlangen Einsamkeit und Stille. Wem fielen hier nicht die treffenden Worte des Dichters ein:

„Vor keuschen Ohren darfst Du das nicht nennen,
„Was keusche Herzen nicht entbehren können.“

Carlota bezwang ihre Gefühle wenigstens äußerlich. Nach Beendigung der Tafel zogen sich Frau Hoffmeister und ihr Gemahl zurück, um eine kurze Siesta zu halten, wie sie es gewohnt waren und Carlota, die recht angegriffen aussah, aber trotzdem mit Bernhard zusammen bleiben wollte, wurde auf sein eigenes Bitten bestimmt, auch ein wenig zu ruhen.

Bernhard mußte sich aufrichtig gestehen, daß er selbst einiger Sammlung bedürftig sei. Er nahm ein Boot des Herrn Bartels und fuhr hinaus auf die hohe, wogende See. Dort, im Anblick der Unendlichkeit, gewann er nach und nach den Muth, seinem eignen Schicksale, wie fremd es ihm auch erschien, wie seltsam es ihm auch überkommen war, gefaßter entgegen zu blicken.

Als er wieder landete, erwartete ihn bereits Herr Hoffmeister. Derselbe nahm ihn unter den Arm und sagte lächelnd in seiner gutmüthigen Weise:

„Nun, nun, lieber Rüsch, sind Sie uns echap-

pirt, während wir schliefen? — Ha, ich kann's mir wohl denken, daß Sie sich nach alle dem Trouble einmal besinnen mußten. Jetzt wollen wir aber auch einmal ein vernünftig Wort mit einander sprechen. Sehen Sie, — Sie können, — ich lese es auf Ihrem Gesicht, — Sie können sich so recht noch nicht in die neue Lage finden. Aber denken Sie daran, was ich Ihnen in Travemünde gesagt und versprochen habe. Dabei bleibt es. Bitte, lassen Sie uns hier ein wenig auf der Bank sitzen. Darf ich Ihnen eine gute Havannah anbieten?"

Herr Hoffmeister, der gute Nachmittagsruhe gehalten hatte, befand sich gerade so recht gemüthlich. Er machte Feuer, zündete auch selbst eine Cigarre an und fuhr dann behaglich fort:

„Sehen Sie, lieber Rüsch, — Geschäft ist Geschäft, — aber Alles will seine Zeit haben. Ihnen geht jetzt wahrscheinlich Ihre kleine Pachtung, da bei M. herum, durch den Kopf. Das lassen Sie vorläufig nur Alles gut sein. Jetzt sind Sie vor Allem Bräutigam, Bräutigam der Carlota Hoff-

meister aus Rio Grande und als solcher müssen Sie auftreten. Bei Tische habe ich mich recht über Sie gefreut, wie hübsch Sie gesprochen haben. Sie sind ein talentvoller junger Mann und ich verdenke es der Carlota am Ende gar nicht, daß, — daß, — nun, lassen wir's gut sein. Jetzt müssen Sie noch so etwa vierzehn Tage, bis die Saison zu Ende ist und meine Frau das Baden satt hat, hier bei uns aushalten. Dann gehen wir nach Hamburg zurück; Sie suchen sich einen Afterpächter für Ihr Gütchen oder setzen auch allenfalls Ihren Vogt dafür ein, wenn er ein verständiger und rechtlicher Kerl ist; hernach sehen Sie sich in Mecklenburg auf Bützow um und gefällt uns der Kram, so kaufen wir ihn; — wenn nicht, so suchen wir irgend etwas passendes Anderes. Jedenfalls aber müssen Sie sich für den Winter so gut wie frei machen, denn das will ich mir und meiner Frau und der Carlota gönnen, daß wir in meiner Vaterstadt Euren Brautstand auf recht ordentliche Art genießen."

„Ach ja, Herr Hoffmeister!" — erwiederte Bernhard, noch immer befangen, — „Alles kann ja ge-

schehen, wie Sie wünschen, wenn — wenn nur Nichts — darüber versäumt wird!"

„Närrischer Mensch!" — lachte der Alte. — „Aber es thut Nichts. Leichtsinnig sind Sie wenigstens nicht, so viel sehe ich. Nun, nun, es ist schon gut so. Das habe ich Ihnen sagen wollen und nun lassen Sie uns zu den Damen gehen." —

Es versteht sich von selbst, daß die nächsten Tage in einer fortlaufenden Kette von Vergnügungen bestanden. Endlich aber ging denn auch diese Zeit dahin und die Badegäste rüsteten sich, Einer nach dem Andern, zum Aufbruch.

Bernhard begleitete seine Braut und seine künftigen Schwiegereltern wiederum über Lübeck, bis nach Schönberg, wo er die erste, verhängnißvolle Bekanntschaft mit Carlota und ihrer Mutter gemacht hatte. Hier nahm er vorläufig Abschied, um endlich einmal wieder nach seinen eigenen Angelegenheiten zu sehen.

Das junge Mädchen schien zwar ein wenig aufgeregt bei der Trennung, — aber sie freute sich doch auch schon im Voraus auf die lustigen Tage in

Hamburg und Bernhard hatte ja versprochen, binnen möglichst kurzer Zeit dahin nachzukommen.

Als die beiden Wagen, in denen die Hoffmeister'sche Familie und Dienerschaft reisten, hinter dem nächsten Hügel verschwunden waren, sah sich unser Freund im Posthause nach einer Fuhrgelegenheit bis M. um. Es hielt nicht schwer, eine solche zu finden, denn Schönberg bildete damals gewissermaßen einen Wegeknoten. Ein Bernhard halbwegs bekannter Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft nahm ihn und seinen Koffer freundlich in sein Gefährt.

So gelangte er nach M., bei dessen Anblick wunderbare Gefühle durch seine Brust zogen. In welcher Stimmung hatte er den Ort vor einigen Wochen verlassen, — ein wie ganz anderer, umgewandelter Mensch kehrte er heute dahin zurück? Seine Verhältnisse hatten sich ja so durchaus günstig gestaltet und doch gestand er sich, daß er nicht ohne eine gewisse Beklemmung in die Stadt einfuhr.

Er dachte an Clementine, eine Begegnung mit ihr wäre ihm unter den gegenwärtigen Umständen

unerträglich peinlich gewesen. Deshalb beschloß er, nur die allernöthigste Zeit hier zu verweilen.

Sein erster Gang war natürlich zu seiner Schwester, die er zu Hause und, wie gewöhnlich, allein fand. Die kleine Doctorin empfing ihn mit aufrichtiger Freude. Augenblicklich bemerkte sie, daß auch mit dem Aeußeren Bernhard's eine Veränderung vorgegangen sei. In solchen Dingen haben Frauen eine ganz eigene Beobachtungsgabe.

Zu leugnen war es nun freilich nicht, — Bernhard war in seinem ganzen Wesen, in Haltung, Gang, in allen Bewegungen leichter, wir möchten sagen, graciöser geworden, — ohne jedoch darunter an seiner männlichen Schönheit eingebüßt zu haben.

Früher war er wenig mit Frauen in Berührung gekommen; hatte er doch die meiste Zeit einsam auf dem Lande zugebracht. Da mußte ihm denn wohl jener elegante Schliff fehlen, den man eigentlich nur in häufigem Verkehr mit gebildeten Damen erwirbt. Wir sprechen hier durchaus nicht von jener süßlichen, geleckten Art, welche die Dandy's und Lion's der Gesellschaft fälschlich für guten Ton aus-

geben, sondern von der sichern, bewußten Beherrschung des Körpers in allen seinen Gliedern, so daß keine Verlegenheit mehr zu Ungeschicklichkeit oder gar Tölpelei verführt. Wir meinen jenes leichte laisser-aller, das doch unausgesetzt, aber ganz ungesucht, die feinste Grenze der Wohlanständigkeit und Anmuth inne hält.

Seit seiner Flucht aus M. war er nun fast unausgesetzt im Verkehr mit Damen gewesen, — zunächst mit den Hoffmeister's, — dann in der vornehmen Travemünder Badewelt, endlich in Scharbeutz, wo, wie wir schon früher bemerkt haben, fast die ganze Gesellschaft aus Damen bestand.

So konnte es nicht fehlen, daß dieser tägliche Verkehr auf Bernhard jenen günstigen Einfluß übte, den seine Schwester gleich beim ersten Wiedersehn mit einem gewissen stolzen Wohlgefallen wahrnahm.

Ja, sie war stolz auf ihren Bruder; sie liebte ihn unaussprechlich und sein Schmerz, die Kränkung vielmehr, die ihm durch Clementinens Abweisung geworden, hatte auch ihre Seele verwundet. Jetzt konnte sie sich nicht versagen, über ihre erfreulichen

Wahrnehmungen einige kleine Anmerkungen zu machen.

„Sieh' doch, Bernhard! wie Du Dich in den paar Wochen herausgemacht hast. Ja, das kommt davon, wenn man ein glücklicher Bräutigam ist. Als Du von hier fortfuhrst, sahst Du ganz anders aus. Deine Braut muß ein wahrer Engel sein, daß er Dich in der kurzen Zeit so verzaubert hat."

„Carlota ist ein Engel!" — antwortete Bernhard ein klein wenig verdrießlich. — „Aber nun sage mir, Auguste, wie sieht es hier aus?"

Die Schwester merkte recht wohl, worauf er zielte. Er wollte, da er noch mit ihr allein war, von Clementinen hören, nach welcher er um keinen Preis der Welt jemand Anderes als seine Schwester gefragt haben würde. Sie war gutmüthig genug, auf seinen Wunsch einzugehen.

„Du meinst sie?" sagte die Doctorin ihm die Hand drückend, — Beide saßen neben einander im Sopha. — „In einigen Wochen, Ende September, wird ihre Hochzeit sein, welche sie, seitdem sie Deine Verlobung erfahren hat, mit um so größerer Hast

betreibt. In ihrer Erscheinung ist sie noch immer so unbeweglich und kalt, wie früher; wie eine glückliche Braut sieht sie nicht aus."

„Arme Clementine!" — sagte Bernhard mit einem so tiefen Seufzer, daß seine Schwester erschrak und ihn verstohlen, aber fest und forschend anblickte.

„Möchtest Du sie wiedersehen?" — fragte die Doctorin, welche sich die Stimmung ihres Bruders nicht recht erklären konnte. — Wie hätte sie auch wissen sollen, daß er selbst, mitten in seinem anscheinend so großen Glücke, manchmal ein bitteres Gefühl hatte, welches dem Clementinens sehr nahe kommen mochte; wie hätte sie ahnen mögen, daß allen Illusionen zum Trotz seine Zuneigung zu Clementinen keineswegs erloschen war, daß er im tiefsten Grunde seines Herzens diese und nur diese liebte!

Bei der letzten Frage der Doctorin fuhr Bernhard wild auf.

„Sie, — sie sehen? Um Alles in der Welt nicht. Sie wird Dich doch nicht besuchen, Auguste, — wir sind hier doch sicher?"

Die Schwester beruhigte ihn darüber, indem sie ihm erzählte, daß die alte Freundschaft zwischen ihr und Clementine seit dem Vorgefallenen bedeutend abgekühlt sei. Bernhard, der noch soeben seine Angst vor einer Begegnung mit dem Mädchen deutlich verrathen hatte, bat jetzt die Doctorin fast rührend, Clementine auch ferner nicht zu verlassen und ihr stets, — was auch geschehen sei, mit Rath und That als alte Freundin zur Seite stehen zu wollen.

Die Doctorin versprach Alles, was Bernhard verlangte, nahm sich aber im Stillen vor, mit ihrem Manne zu sprechen, um vielleicht durch ihn und seinen Scharfsinn, — sie gehörte nämlich noch zu den Frauen, die ihrem Manne eine gewisse geistige Ueberlegenheit zugestehen, — um also durch ihn, wenn möglich, die doch etwas zu sentimentalen Ansichten des Bruders in Bezug auf Clementine richtig beurtheilen zu lernen.

Der junge Mann, dem es augenscheinlich lieb war, nunmehr ein Thema verlassen zu können, das ihm fast das Herz abgedrückt hatte, das aber

doch vor Allem erwähnt und erledigt werden mußte, — er sprach jetzt von seinen nächsten Plänen und darüber kam auch Doctor Ferber nach Hause.

Dieser ließ natürlich vor Allem Frühstück und Wein kommen, - die Frauen, wenn sie von Liebesangelegenheiten sprechen, vergessen dergleichen nur zu leicht, — und dann fragte er, ohne Weiteres auf die materiellen Fragen lossteuernd:

„Also Du willst Deine Pachtung wieder abgeben? — Sag' doch, ist Dein Vogt im Stande, sie für eigne Rechnung zu übernehmen?"

„Ich glaube nicht," — erwiederte Bernhard, jetzt ganz in seiner Sphäre. — „In seiner bisherigen Stellung ist er äußerst brauchbar, aber als selbstständigem Pächter traue ich ihm nicht die gehörigen Fähigkeiten zu. Es giebt Menschen, denen man ein Leid's anthut, wenn man sie, auch in der besten Absicht, über eine bestimmte Grenze hinaushebt. Ich gönnte es dem Lessau sonst sehr gern."

„Nun denn, Bernhard, da kann ja leicht geholfen werden," — rief der lebhafte Doctor. — „Du erinnerst Dich gewiß noch von der Schule her des

Julius Binder. Er ist ein paar Jahr jünger, als Du, freilich, aber ein solider, guter Mensch, der auch seine Sache verstehen soll. Sieh', — der Junge hat als Verwalter im Hannöverschen und Mecklenburgischen gedient und die allerbesten Zeugnisse. Er hat eine Mutter und eine erwachsene Schwester, die ihm die Wirthschaft führen könnten; Beide sind rüstig und brav. Der Vater, der hier am Amt als Schreiber war, hat das Unglück gehabt, vom Schlage getroffen und gelähmt zu werden. Nun ist er mit einer miserabeln Pension abgedankt. Wenn Du dem Julius die Pachtung überließest, würdest Du sie gewiß keinen treueren Händen anvertrauen können und Dir Gottes Lohn dadurch erwerben. Den Lessau kannst Du ja dadurch schadlos halten, daß Du ihm eine passende Stellung auf Bützow, oder wo Du sonst kaufst, anweisest."

Die kleine Doctorin sah ihren Mann mit einem wahrhaft rührenden Blicke an. Sie mußte ihm damit danken für seine Herzensgüte. Sie kannte die Verhältnisse genau und es war Alles wörtlich so, wie Ferber es gesagt hatte, — aber wie mancher

Mensch geht nicht theilnahmlos an seinem Nächsten vorüber! — Unser Doctor aber suchte zu helfen, wo er konnte und unverschuldetes, — nein, selbst auch verschuldetes Unglück zu lindern, wo Hülfe möglich war. Die hohe Achtung aller seiner Mitbürger war sein Lohn dafür, — aber den schönsten Lohn fand er, ungesucht, in der innigen Verehrung, Hochachtung und Liebe seiner Frau. —

Bernhard erklärte sich dem Vorschlage nicht abgeneigt; er war vielmehr froh, wenn er die Angelegenheit auf so einfache Weise in Ordnung bringen konnte, denn er hätte sonst vielleicht längere Zeit in M. zubringen müssen und dies war ihm, trotz seiner lieben, nächsten Verwandten, der Ferber's, durchaus fatal. Er fürchtete jeden Augenblick eine zufällige Begegnung mit Clementinen.

Schon am selben Nachmittage wurde der junge Binder durch Ferber's Vermittelung zu Bernhard beschieden und o wie groß war jenes Freude, als er sich so ganz unerwartet fast am Ziele seiner heißesten Wünsche sah. Von vielem Unterhandeln war hier keine Rede; Binder ging auf die anständigen Be-

dingungen unseres Freundes mit innigem Danke ein und wäre bereit gewesen, augenblicklich die nothwendigen Contracte zu unterzeichnen.

Bernhard war zu gewissenhaft, um auf solche Weise zu verfahren. Durch das eingehende Gespräch über Landwirthschaft, — die ihm doch im Grunde so sehr am Herzen lag, war er ganz munter geworden. Er bat seine Schwester und den Schwager, den jungen Binder auf den Abend einladen zu dürfen und fuhr am nächsten Morgen mit ihm nach der Pachtung hinaus, um ihm an Ort und Stelle Alles zu zeigen und dann erst endgültig mit ihm abzuschließen.

Lessau, der Vogt, dessen persönliche Bekanntschaft wir noch nicht gemacht haben, sah anfangs recht scheel dazu. Leute seiner Art — wir nennen sie Halbgebildete — überschätzen sich stets selbst. Wir können diese Regel leicht in die höheren Regionen der Gesellschaft und Wissenschaft verfolgen. Der wahrhaft strebsame, ernste Geist erkennt auf jeder weiteren Stufe, die er durch Fleiß und Forschen erreicht, — wie viel ihm noch *fehlt*. Immer weiter

dehnt sich ihm das Feld des noch zu Erforschenden aus. — Der Dilettant dagegen, der Halbgebildete, der Philister, dünkt sich in bornirter Selbstgefälligkeit für fertig, denn sein Auge ist nur an einen Horizont gewöhnt, der eben für blöde Augen paßt.

In seiner beschränkten Sphäre war übrigens Lessau ein brauchbarer Mensch. Er war der Sohn eines Predigers, hatte sich jedoch von früher Jugend auf in allen wissenschaftlichen Dingen leichtfertig und faul bewiesen und so fehlte ihm gerade das, was in unseren Tagen, bei der stets wachsenden Concurrenz, so überaus nothwendig ist, die gediegene Schulbildung. Was als Empiriker, mit nicht geringer Anlage für das rein Practische, zu erlernen war, hatte er sich glücklich angeeignet.

Der junge Lessau war ein nicht großer, etwas schmächtiger Mann, aber von festem Muskelbau. Schwarzes Haar und ein ebensolcher Vollbart gaben ihm einen etwas finsteren Ausdruck. —

Wie gesagt, als Bernhard mit Herrn Binder auf dem Gute ankam und vor Lessau gar kein Geheimniß daraus gemacht wurde, um was es sich

eigentlich handelte, zog dieser ein sehr schiefes Gesicht. Aber Bernhard kannte seinen Mann und nahm ihn, sobald es irgend thunlich war, bei Seite. Er vertraute ihm nun an, daß er im Begriffe sei, ein großes Rittergut, vielleicht sogar das, jedem Landmann wenigstens dem Namen nach wohlbekannte Bützow käuflich zu erwerben, daß er dort aber einen durchaus zuverlässigen Verwalter, unter entsprechenden Emolumenten, haben müsse und daß er ihn, Lessau, für diesen Posten ausersehen habe.

Das stach dem jungen Manne denn allerdings gewaltig in die Augen. Uebernahm er die Pachtung, so mußte er künftig auf eigenes Risico arbeiten und genau genommen, hatte er dazu gar nicht einmal die erforderliche Lust und Energie. Als Verwalter auf einem der größesten Güter Mecklenburgs hatte er dagegen eine weit weniger persönlich verantwortliche Stellung; er hatte eine bedeutend größere Machtvollkommenheit als auf der kleinen Pachtung und einen weit sichreren Erwerb. Auf Bützow wurde unter Anderm nicht unbedeutende Pferdezucht betrieben und ein gewandter Verwalter oder Inspector

konnte im Roßhandel, den er nebenher auf eigene Hand betrieb, gerade in diesen Gegenden sehr Erkleckliches gewinnen.

Lessau's Mienen heiterten sich darum auch sogleich, nachdem er Bernhard's Mittheilungen vernommen hatte, gänzlich auf; er erklärte sich mit Allem einverstanden und zeigte sich selbst gegen den jungen Binder zuvorkommend. — Fast übermüthig heiter — in einer Weise, wie sie Bernhard jetzt schon, nachdem er so lange in anderer Umgebung gelebt hatte, fast zu derb erschien, — ward der Vogt, als unser Freund ihm seine Idee mittheilte, ihn in den nächsten Tagen zur Besichtigung von Bützow mitzunehmen.

So ordnete sich denn auch diese Angelegenheit zur allseitigen Zufriedenheit. Binder unterzeichnete die nöthigen Papiere und es wurde ausgemacht, daß Lessau bis zum nächsten Mai unter den bisherigen Bedingungen auf der Pachtung als Vogt verbleiben sollte.

Seinem Vorsatze und dem Herrn Hoffmeister

gegebenen Versprechen gemäß fuhr Bernhard an einem der nächsten Tage mit Lessau nach dem Gute Bützow. Der alte Graf Soltau war im Frühjahr gestorben und das Besitzthum mußte verkauft werden, damit die Liquidation unter den Erben, meistens im Auslande lebenden, entfernten Verwandten, vor sich gehen könne. Augenblicklich, da kein eigentlicher Herr vorhanden, wurden die nothwendigsten Oeconomie-Arbeiten unter der Aufsicht von Inspectoren nur ziemlich lau betrieben, aber das hinderte nicht den sachkundigen Blick Bernhard's, das prachtvolle Gut in seiner hohen Schönheit und in allen seinen reichen Hülfsquellen gehörig zu taxiren.

Wir sprechen hier nicht von den weitgestreckten Aeckern und Wiesen, mit dem schönsten Culturboden; nicht von den herrlichen Waldungen, den fischreichen Seeen, die sich dort fanden; wir wollen nicht die ausgezeichnet erhaltenen Vicinalwege aufzählen, welche die Besitzung nach allen Richtungen durchschnitten und sie mit den nächsten Städten in bequeme Verbindung setzten, — wir haben es hier zunächst mit dem Schlosse selbst und seinen Park-

anlagen zu thun, denn hier soll ja die künftige Heimath Bernhard's und Carlota's sein.

Im Hintergrunde eines großen, kurzgeschorenen Rasenplatzes, der nach der Straßenseite durch ein hohes, an den Spitzen vergoldetes Gitter abgegrenzt war, erhob sich das stolze Gebäude. Das ganze Parterre war zu Wirthschaftszwecken eingerichtet; zu den Wohn- und Prunkgemächern gelangte man vermittelst einer Freitreppe, die zunächst auf eine, in schweizerischem Geschmack gehaltene Veranda führte. Diese letztere prangte im Schmuck des üppigsten Epheus und gab der ganzen Front des Schlosses etwas Anmuthendes. Man fühlte sich beim Anblick schon wöhnlich, traulich gestimmt. Der frühere Besitzer und Erbauer des Schlosses hatte sichtlich mit Vorbedacht diese Stimmung cultivirt und sie der steifen, kalten Massenhaftigkeit ähnlicher Gebäude vorgezogen.

Daß es aber bei dieser besonderen Richtung an wahrer Gediegenheit nicht fehlte, zeigte die Einrichtung aller Räume im Innern. Welche Verschwendung von Marmor und den geschmackvollsten Stuc-

catur-Arbeiten trat hier dem Beschauer entgegen! — Wie schimmerten die großen Spiegel in den fürstlich ausgestatteten Gemächern und reflectirten kostbare Gemälde, die überall an den Wänden vertheilt waren! — Alles paßte zu einander. Alles war mit Geist und feinem Sinn geordnet.

Das Schloß, überhaupt die ganze Besitzung sollte mit sämmtlichem Inventar verkauft werden, — Bernhard schwindelte fast bei dem Gedanken, in den Besitz aller dieser Herrlichkeiten zu kommen. —

Er stieg in den Park hinab, wo ihm ein alter, weißhaariger Obergärtner entgegen kam und ihn bereitwillig überall umherführte. Der Mann hatte etwas Gutmüthiges, Zutrauen Erweckendes an sich und sprach wiederholt mit treuer Liebe von seinem verstorbenen Herrn, — gewiß ein anspruchsloses, aber schönes Denkmal und Zeugniß, das er diesem selbst damit stiftete.

Der Park war nicht allzugroß, aber sehr sauber gehalten. Man erkannte, daß es nicht die Absicht gewesen war, durch übermäßig ausgedehnte Anlagen der Feldwirthschaft unnöthig Grund und Boden zu

entziehen. Einige Stellen gefielen Bernhard ganz besonders, namentlich ein Schießstand, mit Schießhütte, Zeigerstand und allem Nöthigen sachkundig eingerichtet; — ferner an mehren Punkten, halb im Gebüsch versteckt, zierliche Volièren mit allerhand fremdartigen Vögeln, — endlich ein bedeckter Circus, in unmittelbarer Nähe des Schlosses, aber ganz in Boskets versteckt, so daß er die Symmetrie der übrigen Anlagen nicht störte; — er diente der Herrschaft, um auch bei rauher Witterung den Reitübungen obliegen zu können.

Kurz, man sah, daß ein denkender Mann sich hier ein behagliches Tusculum geschaffen hatte. —

Sehr befriedigt vom Resultate seiner Besichtigung, — denn auch die eigentliche, technische Inspection des ganzen Wirthschafts- und Oeconomiestandes ließ, bei erneuerter, kräftiger Oberleitung Nichts zu wünschen übrig, — kehrte Bernhard mit Lessau nach seinem Pachtgute zurück. — Wie klein, wie beschränkt nach jeder Richtung erschien ihm dies jetzt mit einem Male!

Er schrieb nach Hamburg an seinen künftigen

Schwiegervater über Alles, was er gesehen und geprüft und erhielt sogleich die Aufforderung, baldmöglichst nach Hamburg zu kommen, um die Angelegenheit definitiv zu ordnen.

„Bringen Sie aber auch gehörige Zeit mit!“ — schrieb Herr Hoffmeister gemüthlich scherzend, — „denn wenn wir Sie erst hier haben, kommen Sie sobald nicht wieder los.“

Nun, — ein Schwiegervater, der mit verschiedenen Hunderttausenden hinter uns steht, hat immerhin schon einigen Anspruch darauf, daß wir ihm kleine, billige Wünsche erfüllen.

So reiste denn Bernhard, nachdem er dem Vogt Lessau wiederholt alle nöthigen Instructionen ertheilt hatte, nach dem sündigen Hamburg ab. Er wurde selbstverständlich mit Jubel empfangen.

Herr Hoffmeister steuerte jedoch der Aufregung seiner Tochter einigermaßen, indem er für die nächsten Tage Bernhard fast ausschließlich geschäftsmäßig in Anspruch nahm.

„Dienst geht vor!“ — sagte er lächelnd. „Wir wollen erst mit unsern Sachen klipp und klar sein,

-- nachher bleibt Zeit genug zum Amüsiren übrig. Der Winter ist noch lang." —

Eigentlich sollte das Gut Bützow im öffentlichen Aufstrich verkauft werden; da sich aber unter der Hand ein so annehmbarer Liebhaber, wie der reiche Herr Hoffmeister, dafür fand, so waren die Erben einstimmig damit zufrieden, daß der Handel von ihren Bevollmächtigten privatim abgeschlossen werde.

Diese Letzteren, ein paar Notare aus Wismar, trafen daher, auf den Wunsch Hoffmeister's, gleichfalls in Hamburg ein. Natürlich bedarf es bei einem so bedeutenden Geschäfte einer Menge Förmlichkeiten, denen zur vollen Gültigkeit nachgekommen werden muß, — Dinge, die in der poetischen Erzählung unendlich prosaisch klingen, die aber doch in der realen Wirklichkeit durchaus beobachtet werden müssen.

Carlota war den fremden Herren recht gram; sie schalt sie langweilige Perrücken und Pedanten, die sie nur in ihrem Vergnügen störten, — aber Bernhard ließ sich nicht irre machen und arbeitete mit ihnen und Herrn Hoffmeister unverdrossen

mehre Tage, bis Alles in Ordnung war. Dann folgten noch verschiedene Festlichkeiten, welche Herr Hoffmeister auf Anlaß der glücklich beendeten Negoziation für die fremden Bevollmächtigten veranstaltete und erst als auch diese vorbei waren, konnte Carlota sagen, daß sie wieder ganz im Besitz ihres Bräutigams sei.

Es war ohngefähr um die Zeit, da Clementine sich in M. mit Rudolph Henke vermählte. Bernhard wußte dies. Aber er durfte nicht daran denken.

Carlota wollte ihren Brautstand in vollem Maße genießen. Natürlich hatte Herr Hoffmeister, der große überseeische Kaufmann, auch außer einigen Verwandten eine Menge Geschäftsfreunde in Hamburg und alle beeilten sich, durch glänzende Feste den Vater in der Tochter zu ehren. Bernhard wurde förmlich von Gesellschaft zu Gesellschaft, durch Routs, Bälle und Concerte gewirbelt und allerdings konnte er sich gewissermaßen stolz fühlen. Seine Carlota war überall die Königin der Feste und auch auf ihm,

dem schönen Manne, ruhte mancher bewundernde Blick aus reizenden, verführerischen Augen.

Dennoch kamen Stunden, in denen er sich recht einsam, recht wehmüthig gestimmt fühlte. Er dachte dann an sein trautes Landleben und verglich es mit diesen, ihn so schaal dünkenden Vergnügungen. Er verglich diese lebhafte, strahlende, berauschende Carlota mit, — nein, den einen Vergleich, der sich ihm oft aufdrängen wollte, wies er mit moralischem Ernst zurück, — aber er verglich sie mit seiner Schwester, der Doctorin Ferber. Darin lag kein Unrecht. Und wie kam ihm dann das trauliche Stillleben im Hause seines Schwagers so ganz anders, so viel lieber und befriedigender vor, als dieser Lärm und dies Geräusch der großen Gesellschaft!

Indessen Carlota war ja so zärtlich, so hingebend, — so überaus reizend, daß es Undankbarkeit von ihm gewesen wäre, hätte er seine eigenen kleinen Neigungen in den Vordergrund stellen wollen. Ihm war ja ein so großes, unverdientes Glück gleichsam vom Himmel in den Schooß gefallen, daß er nur Ursache hatte, Gott zu danken.

So suchte er sich seine Schwermuth wegzuphilosophiren, wenn sie trotz Alledem unwillkürlich von seinem Herzen Besitz nehmen wollte. —

Es kann nicht unsere Absicht sein, das üppige Leben unserer Freunde während dieses Winters in Hamburg im Detail zu verfolgen. Etwa um die Mitte April war die Hochzeit anberaumt. Bernhard machte zwischendurch zuweilen kleine Abstecher nach Bützow, nach seiner kleinen Pachtung und verstohlener Weise auch dann und wann nach M. — Hier sprach er aber nur bei seiner Schwester vor und die treue Seele gewann manchen Einblick in seinen Gemüthszustand, über den sie dann später mit ihrem Manne in trüber Vorahnung verhandelte.

„Adolph!“ — sagte sie dann wehmüthig, — „das Glück Bernhard's, von dem alle Welt voll ist, scheint mir nicht ächt zu sein. Mein Bruder leidet, trotz allen Glanzes und Schimmers, der ihn umgiebt, und weißt Du Eines? — Ich, seine Schwester, bin seinem Herzen näher verwandt, als seine eigene Braut. — Das muß aber nicht sein!“ —

Und wenn sie so geredet hatte, warf die kleine

Frau sich wohl weinend in ihres Mannes Arme, aber sie blickte doch durch Thränen lächelnd, dankbar und glücklich zu ihm auf, denn zwischen ihnen Beiden war immer nur Vertrauen gewesen.

Die Hochzeit ward in Rainville's elegantem Locale mit größtmöglichem Pomp, wie dies in Hamburg gebräuchlich, gefeiert. Das junge Paar reiste am folgenden Morgen nach Bützow ab.

Herr und Frau Hoffmeister hatten von Carlota Abschied genommen; sie wollten einige Tage später mit dem ersten abgehenden Dampfschiffe nach Brasilien zurückkehren, doch nur zur Liquidation der Geschäfte, denn Herr Hoffmeister hatte beschlossen, den Rest seiner Tage in Hamburg zu verleben. Micaela sollte ihre Herrschaft begleiten, Ines dagegen war auf ihr flehendliches Bitten bei der Senhorita geblieben und hatte dieselbe mit auf das Gut Bützow begleitet.

Die schöne Jahreszeit war dieses Mal ungewöhnlich früh eingetreten und als Bernhard seine junge Frau auf die neue Besitzung führte, war sie entzückt von deren Schönheit. Wir müssen nicht

unerwähnt lassen, daß Herr Lessau alles Mögliche gethan hatte, den Empfang würdig zu feiern. Laubgewinde, Ehrenpforten, berittene Escorte, Spalier der Dienerschaft, Gedränge und Hurrahruf der Landleute, welche die neue Herrschaft sehen wollten, — endlich Böllerschüsse an der Grenze des Gebiets und bei der Einfahrt in den Schloßhof, — Alles war vorbereitet und gelang vortrefflich. — Bernhard stellte Carlota in Lessau seinen ersten Verwalter vor und sie dankte dem hübschen, jungen Manne mit so freundlichen Worten und Blicken, daß dieser beinahe verwirrt darüber wurde. —

Man sollte denken, daß Glück und Seligkeit nun vollständig auf Bützow eingekehrt wären. Schönheit, Liebe, Reichthum, — Alles schien vereinigt, was das Menschenherz begehren mag. Und dennoch zeigte sich Alles — als Blendwerk!

Bernhard fühlte vor allen Dingen die Verpflichtung, als guter Landwirth seine ausgedehnte Besitzung nunmehr gründlich zu studiren und persönlich überall die ihm nothwendig erscheinenden Befehle zu geben, damit Alles in gedeihlichen Aufschwung

gebracht werde. Er stieß bei diesen Ausflügen, die er gewöhnlich zu Pferde machte, bei dem unverwöhnten Landvolk überall auf guten Willen und hatte somit an seinem Tagewerk recht innige Freude. — Die hat ja im Grunde ein jeder Mensch, wenn er sieht, daß es in seinem Berufe ordentlich vorwärts geht.

Eines aber bedachte er nicht.

Wenn er halbe und ganze Tage draußen war, — dann saß seine junge Frau, für deren Wohlergehen er doch eigentlich in seiner redlichen Pflichterfüllung zu sorgen meinte, — allein in dem großen, prächtigen Schlosse und nachdem sie dasselbe die ersten acht Tage lang durchmustert und in kindischer Freude bewundert hatte, — begann sie sich nachgerade in ihrer Einsamkeit bedeutend zu — ennuyiren.

Sich im Haushalt zu beschäftigen, war ihre Sache ein für alle Mal gar nicht, — dazu hatte sie bei ihren Eltern in Rio ihre Sclaven und Sclavinnen gehabt; sie wußte nicht einmal den richtigen Ton zu treffen, mit den Knechten und Mägden zu

reden. Wie häufig mußte sie nicht die Vermittelung des Verwalters Lessau in Anspruch nehmen, wenn sie nur Dies oder Jenes besorgt haben wollte! —

Es ging mit ihrer Naivität als Gattin eines Landmannes so weit, daß sie einst von der Bedienung Buttermilch, frisch, wie sie von der Kuh komme, verlangte und entsetzlich böse wurde, als man ihr solche nicht brachte.

Mit dem Lesen mochte sie sich nicht gern die Zeit vertreiben, denn diese Beschäftigung ist, auch wenn der Inhalt der Lectüre noch so leicht ist, jedenfalls doch auch einigermaßen mühsam. Es strengt die Augen und manchmal selbst — die Gedanken an!

Allenfalls liebte Carlota es noch, feine Stickereien zu arbeiten. Als sie aber nach und nach eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Bernhard empfand, wußte sie nicht mehr, für wen sie arbeiten sollte und auch dies blieb noch.

Am Liebsten plauderte sie und bei der häufigen Abwesenheit ihres Mannes, — bei dem Mangel an andern Personen, mit denen sie hätte verkehren

können, sah sie sich meistens auf die Unterhaltung mit Herrn Lessau, dem jungen Verwalter, beschränkt.

Lessau war, wie wir ihn schon geschildert haben, ein leidlich hübscher Mensch, — übrigens, trotz seiner practischen Anstelligkeit, — ein mauvais sujet. Davon hatte indeß Carlota keine Ahnung. Er begriff die große Kunst, zuzuhören, wenn sie ihm erzählte und in aufgeregter Stimmung Schilderungen ihrer früheren, glücklichen Jugendjahre entwarf, — und durch dies kluge Zuhören seinerseits erschien er ihr interessant.

Man muß sich diese Regel überhaupt im Leben merken: — aufgeregte Menschen sprechen gern viel und lieben keine lange Unterbrechung; antwortet ihnen mit simplem „Ja“ und „Nein“, — gelegentlich mit einer zwischengeworfenen Frage zur Ermunterung ihres Redeflusses, und sie werden Euch für die geistreichsten Personen ihrer Bekanntschaft erklären. — Lernt das richtige Zuhören! —

Wie anders machte es Bernhard! — Wenn er von seinen Inspectionsritten nach Hause kam, oft hungrig und ermüdet, — dann hatte Carlota Nichts

vorbereitet, ihn zu hegen und zu pflegen und er mußte häufig selbst erst dafür sorgen, daß er einen Imbiß bekam. Und dann erzählte er ihr von seinen Waldungen, an welchen Stellen er Holz schlagen lasse, welche Koppeln er zur Winter-, welche er zur Sommersaat bestimmt habe und Alles, was er ihr erzählte, verstand sie gar nicht; sie wußte ja nicht Weizen, Roggen, Gerste und Hafer von einander zu unterscheiden und interessirte sich auch nicht im Mindesten dafür, es zu lernen.

Im Winter hatte Bernhard allerdings mehr Zeit und er that seiner jungen Frau manchmal den Gefallen, mit ihr nach Schwerin zu fahren, in's Theater oder Concert. Sie machten auch nach und nach einige Bekanntschaften, aber die meisten Gutsnachbarn hielten sich zurück, weil es ächte mecklenburgische Junker waren, die sich ärgerten, daß ein Bürgerlicher ein so schönes Gut, wie Bützow, erworben hatte.

Bernhard fühlte durchaus nicht das Bedürfniß, mit diesen Junkern zu verkehren. Herr Lessau dagegen, der auf eigene Hand, wie er sich schon früher

vorgenommen, einen Pferdehandel trieb, — in welchem ihn Bernhard nicht stören mochte, da er selbst kein großer Freund dieses Gewerbes war, — Lessau kam viel mit den Adligen der Umgegend, mit Roßtäuschern und Juden zusammen und bildete mit ihnen gewissermaßen eine Clique, deren Mitglieder einander bei Braten und Champagner nach bestem Wissen und Gewissen über's Ohr hauten, — welche Hantirung sonst gewöhnliche Menschen für Gaunerei und Betrug, diese aber für erlaubte, noble Passion erklären. Man erstaunt, zu hören, mit welcher Naivität die Roßtäuscher ihre raffinirtesten Schwindeleien als geistreiche Streiche darstellen und sich ihrer als Heldenthaten rühmen. Der richtige Junker lacht darüber aus Leibeskräften und sucht es bei vorkommender Gelegenheit ganz ebenso zu machen.

Genug, Lessau war auf diese Art mit den Leuten bekannt geworden. Kam er nach Schwerin, so hatte er alsobald einen Kreis sogenannter Freunde um sich, unter denen sich, wie gesagt, auch mancher sonst sehr hochnasige Junker befand. Da Bernhard jede Gelegenheit suchte, ähnliche Gesellschaften zu

vermeiden, so geschah es nicht selten, daß Carlota, um in der Stadt das Schauspiel oder ein Concert zu besuchen, mit Lessau allein hineinfuhr und jene Freunde, die sie dann umschwärmten, — sie die reiche, schöne Frau, gewährten ihr eine angenehme Unterhaltung. Sie hatte natürlich keine Ahnung davon, auf welcher niedrigen Stufe diese ihre Courmacher in sittlicher Beziehung standen.

Für Bernhard trübte sich der Himmel somit, ohne daß er es eigentlich recht ahnte, immer mehr. Da, im Frühjahr, trat ein Ereigniß ein, welches seine Seele vorläufig gänzlich aufheiterte. Carlota sah ihrer Niederkunft entgegen. Die Doctorin Ferber war mit ihren beiden Kindern auf Bützow eingetroffen, um die Schwägerin zu pflegen und diese genas denn auch glücklich eines netten Knabens.

Wie selig war der Vater! — wie wandte sich jetzt seine volle Zärtlichkeit der Mutter wieder zu! — Aber ach! — das Glück sollte nicht lange dauern.

Vier, fünf Wochen nach der Geburt des kleinen Prinzen langte ein schwarzgesiegelter Brief, von

fremder Hand, aus Brasilien an. Der Compagnon von Bernhard's Schwiegervater meldete eine erschütternde Kunde. Herr und Madame Hoffmeister waren auf einer Reise nach Rio Janeiro begriffen gewesen, wo sie von früher her noch mancherlei Verbindungen hatten. Zu derselben Zeit grassirte das gelbe Fieber in der Hauptstadt und Mann und Frau erlagen demselben binnen wenigen Tagen.

Der Briefsteller bemerkte, daß die Verstorbenen mit allen ihnen gebührenden Ehren zur Erde bestattet seien und meldete zugleich, daß die Liquidation des Geschäftes schon vor dem Tode des Herrn Hoffmeister von diesem selbst bereits fast vollständig beschafft und daß er zu jeder Zeit erbötig sei, an einen zu ernennenden Agenten in Rio Grande oder auch direct, wie es dem nunmehrigen, alleinigen Erben, Herrn Rüsch, beliebe, die mobilen Capitalien zu verabfolgen.

Mehre Tage verheimlichte Bernhard, im Einverständniß mit seiner Schwester, die Trauerbotschaft vor Carlota, — aber diese bemerkte bald aus den gedrückten Mienen ihrer Umgebung, daß Etwas

vorgefallen sein müsse und drang mit ihrer gewohnten Heftigkeit darauf, die Wahrheit zu erfahren.

Mit möglichster Schonung theilte man ihr endlich dieselbe mit, aber die lebhafte und doch noch immer sehr angegriffene junge Frau verfiel sogleich in Krämpfe. Dies wirkte nachtheilig auch auf den Säugling, — alle ärztliche Hülfe war vergeblich, — in zwei Tagen war der Knabe todt.

Der stumme Schmerz Bernhard's auf der einen, — rasender, dreifacher Jammer Carlota's auf der andern Seite machten das Schloß fast zum Wohnsitz der Verzweiflung. An eine christliche Ergebung, an einen moralischen Halt war bei der jungen Frau nicht zu denken. Wochen, Monate lang schwebte sie selbst in Lebensgefahr und, was beinahe noch schlimmer, — sie phantasirte fortwährend und ihr Verstand schien nachhaltig gelitten zu haben.

Freilich erholte sie sich nach und nach einigermaßen wieder, aber ihre Kraft blieb doch gebrochen. Sie wurde grübelnd, las jetzt mehr geistliche Bücher, hielt sich stets dem Tode nahe und führte mit dem Verwalter Lessau, sobald sie dessen habhaft werden

konnte, die absonderlichsten Gespräche über Ewigkeit und Unsterblichkeit und ähnliche Gegenstände.

Lessau hörte, seinem Princip getreu, Alles ganz geduldig an; dafür erhielt er aber auch die kostbarsten Geschenke und weil Bernhard sah, daß sein Verwalter am Ende noch der einzige Mensch sei, der Einfluß auf sie hatte und mit dem sie gern verkehrte, ließ er Beide gewähren. —

Reich war unser Freund nun wohl, da ihm das colossale Vermögen seines Schwiegervaters ohne Anstand ausgefolgt wurde, — aber im Herzen fühlte er sich arm, sehr arm. Was hatte er nun von dem kurzen Rausch der Leidenschaft, da ihm Alles fehlte, was sein warmes, deutsches Gemüth hätte befriedigen können!

Mehre Jahre vergingen, das Verhältniß zwischen den Gatten blieb dasselbe. Beide waren verdüstert, wenn auch in ganz verschiedener Weise. Lessau drängte sich immer mehr in das Vertrauen Carlota's ein. Wer kann wissen, ob dies Vertrauen nicht gar einen Anflug von Liebe hatte, von Leidenschaft wenigstens?

— Aber auch hier sollte unerwartet eine Catastrophe eintreten.

Bernhard, welcher unmöglich bei Bewirthschaftung der großen Besitzung Alles persönlich besorgen konnte, mußte sich in vielen Dingen auf seinen Verwalter verlassen, dessen Tüchtigkeit er kannte. So hatte Lessau namentlich einen Theil der Verkäufe von Feldfrüchten in Händen und da er durch seinen Privat-Pferdehandel weit und breit im Lande Connexionen hatte, so glaubte Bernhard ihn gerade für dieses Geschäft vorzugsweise geeignet. Dazu kam noch, daß Bernhard eine eigenthümliche, in seinem Character begründete Abneigung gegen alles Handeln und Feilschen hatte und deshalb, wo es irgend anging, dies gern Andern überließ.

Zwar hatte er öfter bemerkt, daß die Preise, welche Lessau erzielte, nicht ganz mit seinen gehegten Erwartungen stimmten, aber er achtete nicht sehr darauf, denn das Gut warf ja ohnehin weit mehr ab, als er bedurfte, sein übriges Vermögen gar nicht einmal gerechnet. Jedes Mißtrauen blieb ihm fern.

Da geschah es, daß er eines Tages auf seiner

früheren Pachtung bei Herrn Julius Binder vorsprach. Es waren wieder mehre große Verkäufe gewesen und die beiden Herren sprachen bei einer Flasche Wein über das Geschäft.

Bernhard erzählte ganz offen, welche Preise er durch seinen Verwalter erlangt habe. Plötzlich sprang Herr Binder auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief, Zornesröthe auf den gebräunten Wangen:

„Nein, das ist zu arg! — Herr Rüsch, es ist wahrhaftig nicht meine Liebhaberei, den Angeber und Verräther zu spielen, aber was zu toll ist, ist zu toll. Sie sind überdies mein Wohlthäter und ich habe auch Pflichten gegen Sie. — Nun denn, gerade bei diesem letzten Verkaufe, den Lessau für Sie gemacht hat, bin ich zugegen gewesen. Er hat Sie um mehr als tausend Thaler betrogen."

„Wie?" — fuhr nun auch Bernhard auf, dem Unredlichkeit vor Allem ein Greuel war, — „nehmen Sie sich in Acht, Binder, eine solche Beschuldigung auszusprechen. Es handelt sich um den guten Ruf, um die Ehre eines seither unbescholtenen Mannes."

„Unbescholten? — Der?“ — hohnlachte Binder. — „So will ich Ihnen nur sagen, Herr Rüsch, daß Lessau im ganzen Lande als Schuft, als Schurke angesehen wird. Wer weiß, wie oft er Ihre Güte schon mißbraucht und Sie übertölpelt hat. Um Ihnen aber zu beweisen, daß ich Grund habe, so zu sprechen, — warten Sie einen Augenblick, — dann sollen Sie sehen.“

Er ging an sein Schreibpult, aus welchem er einen Courtage-Schein holte. Darauf war von zwei beeidigten Schweriner Mäklern eine Zahl Getreideankäufe notirt, worunter sich auch die von Bützow gelieferten Partieen befanden und Bernhard sah zu seinem Erstaunen, daß Lessau ihm weit geringere Preise gesagt und falsche Papiere vorgewiesen hatte.

Er war entrüstet — und beschämt zugleich, — beschämt, weil er sich auf so grobe Weise hatte täuschen lassen. Gerade deswegen bat er Herrn Binder, von der Angelegenheit Nichts verlauten zu lassen, aber sein Entschluß war gefaßt.

Als er wieder nach Hause gekommen, war das Erste, daß er den Verwalter rufen ließ. Mit diesem

hatte er unter vier Augen eine sehr kurze Unterredung, deren Resultat war, daß Lessau mit verstörter Miene aus dem Zimmer trat, sogleich anspannen ließ und nach Schwerin fuhr. Der Wagen kam am Abend ohne ihn zurück.

Bernhard war zu nobel, es wäre ihm außerdem auch zu unangenehm gewesen, genauer allen Streichen und Betrügereien des Mannes nachzuforschen. Er hatte sich darauf beschränkt, Lessau augenblickliche Entfernung von Bützow auf Nimmerwiederkehr auszusprechen. — Dieser hatte kein Wort der Entschuldigung vorgebracht. Das böse Gewissen macht oft feig. Wie ein armer Sünder hatte er vor Bernhard gestanden. Diesen hatte die ganze erbärmliche Scene angewidert.

Es war Nachmittags, als Lessau das Schloß verließ. Unser Freund Bernhard ging zu seiner Gemahlin und diese, welche Wolken auf seiner Stirn sah und vom Fenster aus die Abfahrt Lessau's bemerkt hatte, fragte in einer Art ängstlicher Vorahnung, welche wir häufig bei Frauen treffen, wohin der Verwalter sei?

Erfahren mußte sie das Geschehene doch einmal und so theilte ihr Bernhard in kurzen Worten seine Entdeckung und seinen Entschluß in Bezug auf Lessau mit.

Einen Augenblick stand Carlota, bleich, wie zur Salzsäule erstarrt. — Dann plötzlich sank die im höchsten Grade erschütterte Frau vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, blickte mit thränenden Augen zu ihm empor und schluchzte:

„O vergieb, Bernhard, vergieb den Irrthum langer Jahre! — Ich, ich bin Lessau's Mitschuldige. Ich wähnte mich von Dir zurückgesetzt und suchte Trost bei ihm, der stets freundlich und schmeichlerisch gegen mich that. Er bestärkte mich in meinem Wahn, daß Du ein harter, egoistischer Mann seiest."

Bernhard war durchaus kein Freund von solchen stürmischen Auftritten. Er bewog vor allen Dingen Carlota, aufzustehn und in einem Lehnstuhle Platz zu nehmen. Seine Hände hielt sie aber krampfhaft fest, indem sie fortfuhr:

„Heute hast Du Dich als edler Mann gegen

ihn bewiesen und er ist als Betrüger entlarvt. O hätte ich auf die Stimme meines Gewissens früher gehört, die mich vor ihm warnte. Aber jetzt will ich Dir Alles gestehen. Er hat mir vorgesprochen, daß er große Verluste bei seinem Handel erlitten. Seit Jahren hat er Geld von mir bekommen, soviel ich nur aufzutreiben wußte. Es geht weit in die Tausende. Und das Alles habe ich hinter Deinem Rücken gethan, ich unglückliche, verblendete, von Gott verlassene Frau!"

Im Stillen dachte Bernhard: — „Wenn es nicht schlimmer ist, so läßt sich die Verirrung noch verschmerzen!" — laut aber sagte er:

„Liebe Carlota, — der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Es ist immer schlimm, wenn Falschheit und Verstellung in ein Haus, in eine Familie sich eingeschlichen haben. Laß uns dem Himmel danken, daß er uns endlich Beiden die Augen geöffnet. Vielleicht hat er es gerade so zum Segen für uns gelenkt."

Und zum ersten Male seit Jahren nahm er

Carlota wieder herzlich in seine Arme und sie weinte dankbar gerührt an seiner Brust. —

Von nun an trat ein besseres Verhältniß zwischen den beiden Gatten ein. Zwar behielt Carlota noch immer ihr besonderes, reizbares Wesen, aber sie gab sich doch Mühe, sich zu beherrschen, denn wohin das bloße Sichgehenlassen führe, hatte sie in bitterer Erfahrung, in beschämender Täuschung erleben müssen. —

Nun kam auch, nach längerer Unterbrechung, die Doctorin Ferber wieder zum Besuch und der Zweck dieses Besuches war, wie schon einmal, hülfreiche Dienste zu leisten.

Carlota gebar ein gesundes Töchterchen, — aber zwei Tage nach der Entbindung war Carlota — eine Leiche. Ihre Kräfte waren völlig erschöpft gewesen. —

Bernhard stand tief ergriffen am Sarge seiner Frau, — an der Wiege seines Kindes. War jene ihm auch nicht das gewesen, was er gehofft, erwartet, so waren ihre Fehler doch nur aus Irrthümern entstanden und sie war von Herzen gewiß nicht böse

gewesen. Der Tod versöhnt ja überdies, — es ist sein heilig Amt! —

O welch' ein Segen war es doch in diesen schweren Tagen, daß die Doctorin Ferber auf Bützow war. Was hätte ohne ihre mütterliche Sorgfalt aus dem Kinde werden sollen? —

Natürlich wurde sogleich eine Amme aufgetrieben, — in Mecklenburg, wo, Dank den feudalen Verhältnissen, die Heirathen unter ärmeren Leuten so sehr erschwert werden, — ist dies eine leichte Sache, — und dann erklärte die kleine Doctorin ihrem Bruder rund heraus, sie werde sein Töchterchen mit sich nehmen und es halten, wie ihr eigenes Kind, bis, — ja, das fände sich später! —

Bernhard war mit Allem zufrieden. — Er war in seiner Seele tief gebeugt. Erinnerungen an frühere, schöne Hoffnungen tauchten in ihm auf. — Er sehnte sich fort, — weit, weit in die Welt hinaus, — fort vom Schauplatz so mancherlei Leiden.

Seit Lessau's Abgang hatte er es mit seinem neuen Verwalter gut getroffen. Derselbe war ein verheiratheter Mann, der sich glücklich schätzte, eine

so vortheilhafte Stellung erlangt zu haben und der gewiß, schon um seiner Familie willen, auf keinen unredlichen Wegen ging. Bernhard hatte ihn nun schon seit zwei Jahren und war in seinen Angelegenheiten aufmerksamer, fast könnten wir sagen, mißtrauischer geworden. Er hatte geprüft, gerechnet, aber an dem Manne kein Fehl gefunden.

So übergab er denn, nachdem seine Frau begraben war, sein Kind, das er Amanda taufen ließ, der Schwester, — vertraute dem Verwalter sein Hab' und Gut an und reiste zum zweiten Male hinaus in die Welt, um Beruhigung seiner Seele zu suchen. — —

## Zwölftes Capitel.

Ein starker Entschluß. — Frau Henke reist. — Sie macht eine Eroberung. — Da dieselbe mißglückt, weiß sie sich zu helfen. — Sie tritt vom Schauplatz ab. — Amanda. — Ines.

Wir wenden unsre Blicke nunmehr wieder dem andern Paare zu, denn es ist unsere Aufgabe, die uns liebgewordenen Personen bis an's Ende zu begleiten und zu sehen, ob sich doch nicht zuletzt noch durch die Gnade des Himmels, — nach allem Irrthum und aller Sorge eine tröstliche Lösung der Conflicte blicken lasse. Wir erzählen übrigens nach Thatsachen und haben am Hauptgange unserer Geschichte selbstständig Nichts zu deuteln oder zu ändern.

In Doctor Henke's Hause gab es, nach unserem

letzten Berichte, auch nicht allzuviele Freudigkeit, weil auch hier Mann und Frau einander nicht genugsam verstanden und auf beiden Seiten die Fähigkeit mangelte, einzulenken, weil die rechte Liebe nicht da war und diese durch starres Pflichtgefühl nicht ersetzt werden kann. Die Natur läßt sich nicht verfälschen. Aus starrem Pflichtgefühl haben die Verkündiger des Wortes Gottes Tausende von Ketzern, von Zauberern und Hexen verbrannt, haben sie unschuldige Menschen foltern lassen und ganze Völkerstämme in's Elend, in die Verbannung gejagt. Sie meinten, daß sie rechtschaffen und Gott wohlgefällig handelten, — sie waren, von ihrem Standpunkte aus beurtheilt und in ihrer Art sehr ehrenwerthe Leute, — sie handelten auch aus Pflichtgefühl, — aber sie hatten das Eine vergessen oder es lag in ihrer Zeit, dies Eine zu übersehen, — daß nämlich alles menschliche Werk mangelhaft bleibt, es sei denn die Liebe, welche ihre Segnungen darüber breitet, die Liebe, die unser Erlöser, eben als Erlösungsmittel, über Alles gestellt und mit seinem eignen Opfertode besiegelt hat.

Bei Clementine war diese Liebe zwar auch eingekehrt, aber sie hatte sie unterdrückt aus falschen Vernunftgründen; hatte dadurch eine Lüge, und somit eine Sünde gegen sich selbst, gegen ihren Mann, gegen die Welt, — vor Allem auch gegen Bernhard auf sich geladen und sie trug nun selbst schwer an dieser Verschuldung.

Rudolph wäre, obgleich er eigentlich seine Braut, wie wir gesehen haben, gewissermaßen nur im Rausche des Affects gewonnen, — er wäre dennoch zu erwärmen gewesen, — aber seine Frau brachte ihm ja keine Wärme, kein Herz entgegen.

Daß er von Natur nicht kalt war, zeigte er an der unbeschreiblichen Zärtlichkeit, welche er dem kleinen Fritz zuwandte und dieser schloß sich vom ersten Augenblicke an seinen Onkel mit gleicher offener, kindlicher Herzlichkeit an.

Sowohl die alte Frau Henke als Clementine wurden manchmal fast eifersüchtig auf dieses Verhältniß, aber Fritz ließ sich durch gar Nichts stören und war nirgends lieber, als immer und immer wieder beim Onkel Rudolph.

Die Verhältnisse sollten indeß noch verwickelter werden.

Man hatte gehofft, — namentlich Frau Henke, — daß Herr Hans Möller im Laufe des Sommers einmal sein Söhnchen in M. besuchen werde, doch aus den seltenen Briefen, die man von ihm erhielt, ging hervor, daß es gar nicht gut um seine Gesundheit stehe. Gicht und Asthma wollten durchaus nicht weichen und dabei klagte er, daß es ihm an ordentlicher Pflege fehle. Abkommen von seinem Geschäft, um etwa eine Heilanstalt zu besuchen, konnte und wollte er durchaus nicht, — dazu war er ein zu eingefleischter Wirthschafter. Er war noch nie in seinem Leben auf längere Zeit vom Platze gegangen.

Nun aber war er fast immer an sein Zimmer gebunden und er sah dem nahenden Winter in der That mit nicht geringer Angst entgegen. Noch fremde Leute zu seiner Pflege in's Haus zu nehmen, widerstand ihm gleichfalls und als Jan-Peter gelegentlich in M. war, um das Kostgeld für Fritz, — nebst obligater Zugabe von Schinken, Butter, Eiern,

Honig und solchen guten Dingen, zu überbringen, machte er ein ganz betrübtes Gesicht um seinen Herrn.

Natürlich war Jan-Peter, wenn er in M. sich aufhielt, die meiste Zeit bei der alten Frau Henke, denn von der „Madame" sprach sein Herr ja so gern und viel und er mußte ihm auch immer, wenn er zurückkam, von ihr erzählen. Dann war aber auch die Madame gegen ihn, den Jan-Peter, stets so freundlich und gar nicht vornehm, wie die Stadtleute sonst zu sein pflegen und sie schnitt ihm immer dicke Butterbröde und schenkte ihm einen Bittern nach dem andern ein.

Als er nun das letzte Mal in M. war und der Frau Henke mit steigender Rührung, beinahe mit Schluchzen, — denn er war bereits beim vierten Schnaps, — von dem trübseligen Zustande des Herrn Hans Möller erzählt hatte und wie er so ohne Hülfe und Pflege daher liegen müsse, — da stieg in der Seele der Frau ein großer Gedanke auf, — ein solcher, wie er nur in erleuchteten Stunden in starken, heroischen Gemüthern reift.

„Ich will Ihm Etwas sagen, Jan-Peter," — sprach sie entschlossen. — „Ich sehe es wohl ein, so darf es nicht länger gehen. Weiß Er was? Ich fahre noch heute mit Ihm und pflege Seinen braven Herrn."

Der Knecht war etwas verblüfft, als er diesen kühnen Entschluß vernahm; indessen speculirte er in seiner bäurischen Pfiffigkeit sogleich, daß er gewiß keinen Schaden haben würde, wenn die Madame zu Hause das Ruder in die Hand nähme. Das Heikelige war nur, ob er sie so mir nichts, Dir nichts auf seines Herrn Wagen mitbringen dürfe, ohne Ordre dazu zu haben.

Indessen Zureden hilft. Noch an demselben Tage fuhr Frau Henke mit Jan-Peter nach der Mühle des Herrn Hans Möller ab, zu einigem Erstaunen von Rudolph und Clementine. Letztere hütete sich jedoch wohl, abzurathen, denn sie war die Schwiegermutter herzlich gern einige Zeit lang los.

Onkel Hans war durch den unerwarteten Besuch ebenso überrascht, als erfreut. Seit Fritz in

der Stadt war, fand er sich recht einsam und sein körperliches Leiden machte ihn zuweilen ganz verstimmt. Nun hatte er doch Jemand, mit dem er ein vernünftig Wort plaudern konnte und noch dazu die Madame, welche ihm von Anfang an so sehr gefallen hatte.

Diese richtete sich ganz häuslich bei ihm ein und war klug genug, ihm einige seiner kleinen Gewohnheiten und Liebhabereien abzulauschen, durch deren Befriedigung sie vollends seine Gunst errang. Schon nach wenigen Wochen hielt er sie für unentbehrlich und wenn er sonst in jeder Beziehung freundlich und aufmerksam gegen sie war, so konnte er recht ernstlich böse werden, sobald sie davon sprach, bald wieder abreisen zu wollen.

Er machte ihr nach und nach viele bedeutende Geschenke, gab ihr sogar mehre ansehnliche Werthpapiere, aber sie wiederholte ihre Drohung trotzdem von Zeit zu Zeit. Da wurde er endlich ganz melancholisch und man wußte nicht recht, ob verstärkte Gicht und Asthma oder schwere Gedanken daran schuld seien. Nur Frau Henke merkte, was die

Glocke geschlagen habe, denn er sah sie jetzt oft mit ganz eigenthümlichen, sehnsüchtigen Blicken an.

Eines Abends, — es war schon Herbst und draußen recht stürmisch, während drinnen im Zimmer, im großen Ofen das Holz lustig knisterte und prasselte, — da faßte Hans Möller sich ein Herz, räusperte sich und sprach:

„Ach, Madame, es wäre doch schön, wenn wir immer so zusammen sitzen könnten.“

„Ach, Herr Möller!“ — antwortete die Dame in schmachtendem Tone, — „ja wohl ist es hier bei Ihnen traulich und gemüthlich. Aber Schiller hat einmal gesagt:

„Es kann ja nicht immer so bleiben!“

und Sie kennen meine Verbindungen in M. Was soll die Welt davon denken, wenn ich, als ehrbare Wittib, noch bis zum Winter hinein bei Ihnen verweile? Das schickt sich nicht, Herr Möller.“

„Die Welt? — Was schiert mich die Welt!“ — rief Herr Hans fast wild. — „Was schiert sie uns? — Ich will Ihnen was sagen, liebwertheste Madame, heirathen Sie mich und damit Punktum!“

Es war recht gut, daß es schon dämmerte und noch kein Licht angezündet war, sonst hätte man eine verrätherische, triumphirende Miene auf dem Gesicht der alten Frau entdecken können. So aber sprach sie in verschämtem Tone:

„Ach, lieber Herr Möller, was sind Sie doch ein spaßiger Mann!“

„I was da!“ — rief er dagegen, nun schon dreister, weil das Eis einmal gebrochen war, — „I was da, Spaß hin, Spaß her, — ich meine es in vollem Ernst und wenn Sie nur „Ja!“ sagen wollen, liebwertheste Madame, so ist die Sache abgemacht.“

„Aber, bester Herr Möller!“ — replizirte sie sanftmüthig und mit einem hingehauchten mädchenhaften Seufzer, — „bedenken Sie doch meine Jahre — und meine Kinder —“

„I was da!“ — unterbrach er sie wieder eifrig, — „jung bin ich auch nicht mehr und Sie gefallen mir gerade so, wie Sie sind, liebwertheste Madame. Zum Kuckuck, ein jeder Mann muß selbst wissen, was er zu thun hat, und was die Kinder betrifft, — die

sind ja doch schon so und so in M. zusammen, — ist das nicht eine wahre Fügung Gottes?"

„Ja, wenn es eine Fügung Gottes ist:" — sprach Frau Henke, andächtig die Hände faltend, — „dagegen soll der gute Christ nicht streiten. Ja, Hans, wenn es denn Dein aufrichtiger Ernst ist und Du mich haben willst zum ehelichen Gemahl, so sei es denn in Gottes Namen!

„Recht so!" — jubelte Hans, — „recht so, Fieke! und nun gieb mir einen Kuß und dann laß uns Licht bekommen und wir wollen Verlobung feiern. — Juchhe, daß mir der verdammte Stein vom Herzen ist!"

Es wurde Licht gebracht und die erstaunte Wirthschafterin erhielt den Auftrag, die Leute sollten für heute mit Arbeiten aufhören und es sollte ihnen soviel Bier und Schnaps verabreicht werden, als sie nur möchten. In der Wohnstube aber ließ Herr Hans den Tisch von zwei Couverts mit dem Besten beladen, was Küche und Speisekammer enthielten und aus dem Keller holte er selbst, trotz seiner Gicht,

ein paar Flaschen Malaga, — für die Landleute dieser Gegend das höchste der Gefühle.

In der Küche flüsterte Jan-Peter mit der Wirthschafterin und theilte ihr seine Vermuthungen mit. Er zeigte ein verdrießliches Gesicht, als ob ihm die Geschichte gar nicht ganz recht sei.

„Daß der Alte auch noch freien will!" — sagte er ein Mal über das andere und ballte dabei die Fäuste in der Tasche.

Braut und Bräutigam aber ließen sich's drinnen gut schmecken und Herr Hans schien nicht nur, — er war aufrichtig in sein Fiekchen verliebt. — Wir haben bisjetzt keine Gelegenheit gehabt, Frau Henke bei ihrem Vornamen aufzuführen und holen deswegen jetzt nach, daß sie eigentlich Friederike hieß, welche Benennung aber nach der landesüblichen Abkürzung in das zart klingende „Fieke" umgewandelt wird.

Die Hochzeit wurde noch an demselben Abend auf den vierten, kommenden Sonntag anberaumt und Herr Hans war doch vernünftig genug zu beschließen, daß dieselbe in aller Stille gefeiert werden

solle. Rudolph, Clementine, Fritz sollten kommen, sonst Niemand als noch ein paar Trauzeugen. Ganz recht war Frau Henke dieses Arrangement nicht; sie hätte gern vor einer großen Menge paradirt, aber sie hatte diesen Abend schon so viel erlangt, daß sie nicht zu widersprechen wagte und dann hoffte sie auch, daß sich in der Kirche schon von selbst ein zahlreiches Publikum einfinden würde.

Mochte es die Aufregung bewirken oder nahm Herr Hans sich in den nächstfolgenden Tagen mit Essen und Trinken nicht genug in Acht, — Gicht und asthmatische Beschwerden nahmen seit dem Verlobungs-Abend in bedenklicher Weise zu. Indessen war jetzt keine Zeit, besonders darauf zu achten. Es gab noch so gar Manches zu besorgen und namentlich mußten die nöthigen Papiere herbeigeschafft werden, so daß der gute Mann viel Kopfbrechen hatte.

Endlich kam aber doch der ersehnte Tag heran. Rudolph mit seiner Frau und dem kleinen Fritz war erschienen; für ihn war es eine recht peinliche Fahrt, — zur Hochzeit seiner Mutter, — denn sein Zart-

gefühl empörte sich dagegen. Clementine nahm die Sache practischer und freute sich darüber, nun ein für alle Mal von der Schwiegermutter befreit zu sein.

Herrn Hans war die letzte Zeit doch zu anstrengend gewesen und er hatte mehre Tage zu Bett liegen müssen. So sehr er sich zusammennahm, er konnte sich manchmal kaum auf den Füßen halten und wenn der Husten kam, meinte er, ersticken zu müssen.

In zwei Wagen fuhr die kleine Hochzeitgesellschaft nach der Kirche des nächsten Dorfes; der Pfarrer erwartete sie bereits und auch ein Haufe Neugieriger hatte sich eingefunden. Herr Hans war so verständig gewesen, unter seinen Bekannten ein paar recht stämmige auszusuchen, die ihn führen sollten, denn gerade heute fühlte er sich ganz über die Maßen angegriffen und in seiner Brust gährte und kochte es, daß er ordentlich nach Athem schnappte. —

Die Orgel begann zu spielen, als der kleine Zug in die Kirche trat; der Geistliche stand vor dem

Altare. Stolz schritt Frau Henke daher, — mühselig schleppte sich der kranke Hans neben ihr hin. Es war eigentlich ein Jammer, — oder nennen wir es geradezu einen Scandal, — diese Scene aufzuführen.

Das Gericht Gottes sollte nicht ausbleiben.

Der Prediger begann seine Rede. Der würdige Mann beschränkte sich auf die nothwendigsten, vorgeschriebenen Formeln, — ihn selbst mochte die Sache anwidern. Aber er hatte noch nicht ausgesprochen, — noch war die verhängnißvolle Frage nicht gethan, noch waren die Ringe nicht gewechselt, — da überkam Herrn Hans ein fürchterlicher Anfall von Stickhusten, so daß er besinnungslos in den Armen seiner Begleiter zusammen brach.

An eine Fortsetzung oder Beendigung der heiligen Handlung war für den Augenblick nicht zu denken. Statt des Geistlichen bedurfte man jetzt vor allen Dingen des Arztes.

Herr Hans wurde vorläufig in das Wirthshaus des Dorfes gebracht. Leider wohnte der nächste Doctor anderthalb Stunden entfernt und obgleich

sofort ein reitender Bote nach ihm ausgesendet wurde, kam er doch erst spät am Nachmittage. Der Patient litt an furchtbaren Beklemmungen; noch ehe der Arzt zur Stelle war, kam ein Blutsturz und am Abend war der Mann, der am Morgen hatte freien wollen, — todt!

Die Hochzeitgäste entfernten sich. Die nächsten Angehörigen kehrten, — mit der Leiche, — in der Nacht zur Mühle zurück. Die Stimmung war natürlich eine furchtbar gedrückte.

Fritz, — der Nächstbetheiligte, wußte am Wenigsten von dem, was um ihn vorging. — Was es bedeute, daß sein Papa sich wieder verheirathe, war ihm natürlich unverständlich und er hatte eigentlich nur Blicke für Onkel Rudolph, dem er fortwährend mit ganzer, kindlicher Seele zugethan war.

Clementinen war die ganze Angelegenheit, namentlich mit dem jetzigen, ebenso häßlichen als compromittirenden Ausgange, höchst unangenehm und sie sehnte sich fort, — weit fort von dieser Stelle.

Rudolph seinerseits dachte vornehmlich an seine Schule; daß er morgen wieder Unterricht geben und

also die Nacht durchfahren müsse; daß es nothwendig sein werde, zum Begräbniß des Herrn Hans Möller abermals Urlaub zu nehmen und — daß es doch am Behaglichsten im Hause, in der Studirstube, sei.

Frau Henke endlich? — Sie hielt es unter ihrer Würde, sich kleinlaut zu zeigen. Mit aufgerichtetem Haupte ging sie im Hause hin und her, — ja, sie leitete und half wirklich, wo in der allgemeinen Verwirrung zu helfen war und deutete mit souverainem Auftreten an, daß sie eine erfahrene Frau sei und sich nicht so leicht in Choc setzen lasse.

Bei ihr war die ganze Sache ja reine Verstandesberechnung, gemischt mit Eitelkeit und Hochmuth. Sie trauerte im Stillen über fehlgeschlagene Hoffnungen, aber sie hatte bereits Manches in Sicherheit gebracht und verzagte so leicht nicht.

Rudolph, seine Frau und Fritz waren noch um Mitternacht abgefahren, damit Ersterer zur rechten Zeit in der Schule sein könnte. Er war, — so freisinnig seine Ansichten in jeder andern Beziehung

sein mochten, in seinem speziellen Fache als Schulmann ein Pedant.

Hundertfach finden wir im Leben ähnliche Charactere oder — sagen wir lieber, Beispiele, — denn von einem eigentlichen Character zeugt ein solches, sich in sich selbst widersprechendes Wesen nicht. —

Als Alles im Hause ruhig geworden, saß Frau Henke, die sich ihr Strickzeug geholt hatte, in der Wohnstube; — in einer Kammer, ziemlich entfernt davon, lag die Leiche und einer der Nachbarn hielt bei ihr die übliche Wache.

Ueber Frau Henke kamen jetzt, in der Einsamkeit der Nacht, doch allerlei seltsame Gedanken. Es war gewissermaßen eine Einkehr in sich selbst und obgleich sie sonst gewohnt war, vor der Welt Comödie zu spielen, konnte sie sich doch der Wahrheit nicht erwehren, daß sie gegenwärtig sich in einer etwas critischen Lage befinde.

Sie, die hochmüthige Frau, fürchtete am Meisten, sich zu blamiren, obgleich sie es unbewußt tagtäglich that. Wenn sie nun zurückkehrte nach M. —, nach dem, was vorgefallen, — wie sollte sie gegen ihre

Bekannten und Freunde auftreten? Würde man sie nicht allgemein verhöhnen und waren die paar tausend Thaler, die ihr Herr Hans aus warmer Hand geschenkt, ein genügender Ersatz dafür? —

Frau Henke, die sonst immer unverzagte, wurde doch jetzt fast zum Weinen weich. —

In diesem Augenblicke steckte Jan-Peter den Kopf zur Thür herein.

Zuerst erschrak Frau Henke, aber sogleich erkannte sie das Gesicht Jan-Peter's und nun war es ihr lieb, in dieser traurigen Nacht Gesellschaft zu haben.

„Komm' Er nur näher," — sagte sie mit gnädigem Kopfnicken. — „Kann Er auch nicht schlafen? Nun, setz' Er sich. Was hat Er denn auf dem Herzen?"

„Ach, Madame," — entgegnete Jan-Peter, indem er sich auf den nächsten Stuhl an der Thür setzte, — „mir ist so gruselig."

„Ach ja, lieber Jan-Peter!" — sagte Frau Henke gemüthlich, — „mir ist auch gruselig. Gut,

daß Er nur gekommen ist. Will Er auch einen Schnaps?"

Das Gesicht des Knechtes wurde mit einem Male ganz freundlich; er faßte den Stuhl mit beiden Händen an, ohne aufzustehn, und rückte darauf einen Schritt weiter in der Stube vor.

„Ja, Madame!" — antwortete er entschlossen. — „Madame ist immer so gut gegen mich."

Frau Henke legte ihr Strickzeug auf den Tisch, holte aus einer Fensterecke Flasche und Glas, schenkte ein und bot Jan-Peter einen Bittern.

Er trank, schnalzte mit der Zunge, rückte noch einen Schritt näher und setzte das leere Glas hin.

„Das thut gut, Madame," — sagte er, — „ich war auch ganz caput, — vom vielen Denken."

„Vom vielen Denken?" — wiederholte Frau Henke, indem sie den Kopf zurückwarf und Jan-Peter scharf fixirte. Ihr Blick traf auf den seinen, den er fest auf sie gerichtet hielt und in welchem eine sonderbare Mischung von Demuth, Schüchternheit und Schlauheit zu liegen schien.

Der Frau Henke wurde bei dieser Wahr-

nehmung zugleich neugierig und erstaunt zu Sinne.

„Was hat Er denn zu denken?“ — fuhr sie gleich darauf fort. — „Mir wird Er doch vertrauen und wenn ich irgend guten Rath geben kann, so will ich es gern thun.“

„Ach, mehr als das!“ — erwiederte Jan-Peter und kam mit einem neuen Ruck des Stuhles jetzt ganz nahe an den Tisch, auf den er beide Arme legte, indem er Frau Henke unverwandt anstierte; — „ich habe mir was in den Kopf gesetzt und wenn, — wenn Madame — —“

„Nur zu!“ —sagte sie ermuthigend und immer gespannter, was nun folgen werde. „Spreche Er sich offen aus, mein lieber Jan-Peter. Er weiß ja, wie gut ich es mit ihm meine.“

„Das ist es gerade, worauf ich speculirt habe!“ — rief er nun, kräftig mit der rechten Faust auf den Tisch schlagend, — „sagt' ich es mir nicht? Die Madame ist gut und meint's auch so mit mir. Nun will ich's Ihnen auch rund heraus sagen. Sehn Sie, unser Herr ist einmal todt, Gott hab' ihn selig,

aber das läßt sich nicht ändern. Da kommt jetzt die Frage, — was nun? — Der kleine Fritz ist Erbe und bekommt natürlich seine Curatoren. Aber was soll aus der Mühle, aus der ganzen Wirthschaft werden? — Ich bin zwölf Jahr hier gewesen, und es sollte mir das Herz abstoßen, wenn ich von hier gehen müßte."

Jan-Peter's Stimmung war zwischen Rührung, Wildheit und Trotz getheilt.

„Geben Sie mir noch einen Bittern, Madame!" — setzte er seiner Rede finster hinzu und schob sein leeres Glas hin.

Frau Henke schenkte ein und fragte dann neugierig, — obgleich sie sich dies gar nicht merken ließ:

„Ja, aber, Jan-Peter, was will Er denn nun machen?"

Er hatte sich Muth getrunken und erwiederte, indem er sie wieder eigenthümlich ansah und mit den Augen zwinkerte:

„Das will ich Ihnen erklären, beste Madame. Ich habe mir es so ausgedacht. In den langen Jahren habe ich mir ein paar hundert Thaler er-

spart, denn ich habe niemals viel für mich ausgegeben und bin von Tanzen und Spielen und solchen Geschichten kein Freund. Die Wirthschaft hier, das Geschäft und die Kundschaft kenne ich aus dem Grunde. Wenn sich nun die Herren Curatoren für den kleinen Fritz nur willig zeigen wollten, so möchte ich wohl den ganzen Kram für meine Rechnung kaufen."

Nach diesen Worten stieg der Knecht in den Augen der Frau Henke sogleich um ein Bedeutendes. Ihr war sehr wohl bekannt, daß sich schon mancher Dienende hier zu Lande auf ähnliche Weise emporgearbeitet habe und war es nicht mit dem seligen Hans Möller ebenso gegangen?

„Ja, ja!" — sagte sie, mit dem Kopfe nickend und ein ganz freundliches Gesicht machend, — „das läßt sich hören. Der Plan ist so übel nicht, Jan-Peter."

„Hm!" — fuhr dieser nun aber fort und kratzte sich mit der Hand hinter dem Ohre. — „Es ist nur noch ein Haken dabei."

„Wie so denn, mein lieber Jan-Peter; — wo fehlt's denn noch?"

„Sehn Sie, Madame," — er war offenbar ein wenig verlegen, als es nun zum Haupttreffen kam, — „ich möchte erst noch gerne einen Bittern trinken."

Dieser wurde ihm eingeschenkt und muthiger begann er wieder:

„Sehen Sie, liebe Madame, — meine paar hundert Thaler werden's allein nicht thun."

„So—o?" — meinte Frau Henke etwas gedehnt.

„Nein!" — sprach Jan-Peter weiter; — „aber, wenn ich noch ein tausend Thaler dazu hätte, dann ging's."

„Ja, aber mein Gott, woher will Er die nehmen?"

„Hem, hem! liebe Madame, — ich habe mir gedacht, der selige Herr, Ihr Bräutigam, hat Ihnen doch gewiß schon allerlei Geld und Geldeswerth gegeben und verschrieben, wie's bei uns so Mode ist. Das könnten Sie mir ja in die Wirthschaft thun und

wenn's nicht anders geht, mich für ihn heirathen, da er ja doch todt und Sie einmal im Zuge sind. Dann bleibt Alles in der Ordnung und — und — ein paar Jahr jünger bin ich doch auch und gesund und stark, hem, hem!"

Der Antrag, ebenso drollig, wie unverschämt, wurde mit dem ernsthaftesten Gesicht gemacht. Eine zartfühlende Frau hätte ihn, unter den obwaltenden Umständen, mit Entrüstung aufgenommen; die „Madame" nahm die Sache anders.

Sie calculirte so: — Der Mensch hat Recht. Was seine Person betrifft, — da ist ja gar kein Vergleich zwischen ihm und dem Seligen möglich. Nun also, — wenn er die Mühle und die andern Wirthschaftsgeschichten kauft, so ist er so gut ein Herr, wie Hans Möller einer war. Ich brauche mich in M. mit meiner verunglückten Hochzeit nicht auslachen zu lassen und das ist auch was werth!

Noch einen prüfenden Blick ließ sie über die Figur Jan-Peter's gleiten, — dann setzte sie sich in die richtige Positur einer verschämten Geliebten, ergriff einen Zipfel ihrer Schürze und erwiederte:

„Ich bin so überrascht, — wirklich so überrascht von Ihrem Antrage, Herr — Herr — wie ist doch eigentlich Ihr richtiger Name?“

„Ach, nenne mich die Madame nur immerzu Jan-Peter; — sonst heiße ich auch Düring, — Johann Peter Düring steht im Kirchenbuche.“

„Nun, mein lieber Herr Düring, — das ist einmal ein hübscher Name! — ich weiß mich noch gar nicht recht zu fassen. Wenn ich an die Aufrichtigkeit Ihrer Gefühle glauben könnte — —“

„Na nu!“ — unterbrach Jan-Peter etwas ungeduldig, — „ich habe der Madame die Sache ja ganz aufrichtig vorgestellt. Wie viel besitzt die Madame denn wohl so ohngefähr an Baarem oder Papieren?“

„Ach, mein lieber Düring, — davon kann ja kaum die Rede sein. Aber ein dreitausend Thaler werden wohl zusammen kommen.“

„Juchhe!“ — rief der zartsinnige Liebhaber aufspringend, — „das ist mehr als genug. Und nun abgemacht, Schatz. Hier ist ein Kuß und hier noch einer und nun schaff' uns was zu essen und zu

trinken. Wir wollen es machen, wie der selige Herr bei seiner Verlobung und uns aus lauter Freude auch einen Kleinen anwischen. Juchhe!" —

Frau Henke war im Sturm erobert. Küsse von einem verhältnißmäßig jungen Manne, — das waren ihre alten Lippen seit langer, langer Zeit nicht mehr gewohnt. Es fiel ihr nicht ein, die ganze Widerwärtigkeit der Situation zu ahnen, — die eigentliche Rohheit ihres Characters zeigte sich im vollsten Glanze. — Uebrigens, genau genommen, paßte sie gerade dadurch zu einem Manne, wie Jan-Peter Düring. —

Am nächsten Morgen schritt sogleich das Amtsgericht auf der Mühle ein und bestellte vorläufig Curatoren, um das Interesse des einzigen Erben, des minorennen Fritz Möller, zu wahren. Nach der Beerdigung der Leiche, zu der aus M. nur Rudolph mit Fritz gekommen war, machte Jan-Peter seine Vorschläge in Betreff der Uebernahme des ganzen Geweses und die betreffenden Contracte wurden demnächst unterzeichnet. Frau Henke blieb als Wirthschafterin daselbst, bis nach einigen Mo-

naten Jan-Peter sie heimführte. Zu der Hochzeit waren eine Menge Gäste aus der Umgegend geladen und es ging hoch genug dabei her. Rudolph, der eigne Sohn der Braut, war nicht erschienen, — angeblich wegen Krankheit.

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß nicht allein die jungen Henke's, sondern fast ganz M. empört war über das Benehmen der alten Frau Henke, jetzigen Düring. Clementine aber frohlockte doch im Stillen, denn sie hatte bei dem plötzlichen Tode des Hans Möller sogleich gefürchtet, jetzt wieder die Schwiegermutter in's Haus zu bekommen. Die Gefahr war glücklich vorüber! —

Da wir mit Fieke Düring im Laufe unserer Erzählung nicht weiter in Berührung kommen werden, so wollen wir hier gleich bemerken, wie es ihr noch erging.

Jan-Peter war ein sehr fleißiger und ordentlicher Mensch; wenn er auch einmal einige Bittere zu sich nahm, so trank er doch nie zuviel. Aber gerade weil er in seinem ganzen Haus- und Betriebswesen seiner Sache gewiß war, hielt er auch darauf, Herr

in seinem Hause zu bleiben und zwar ein strenger, derber Herr. Es fiel ihm nicht ein, sich von irgend Jemandem commandiren zu lassen, am wenigsten von seiner alten Frau.

Sie hatte natürlich versucht, die Gewalt an sich zu reißen, — es war ihr aber äußerst schlecht bekommen. Sie hatte dabei nicht in Betracht gezogen, daß sie einen Bauern geheirathet und daß auf dem Lande andere Sitten herrschen, als in der Stadt. Schon bei ihrem ersten Auftreten gegen seinen ausgesprochenen Willen hatte er ihr einen derben Stock gezeigt und als sie dann gar keifen und spectakeln wollte, hatte der Stock genaue Bekanntschaft mit ihrem Rücken gemacht.

Trotzdem blieb sie ein böses Weib und ärgerte ihn, so viel sie konnte; indessen lebte sie nur noch wenige Jahre und starb dann von Niemandem aufrichtig betrauert.

Jan-Peter aber heirathete bald darauf ein frisches Bauermädchen. —

Die alte Margarethe war von Frau Henke, als sie sich mit Hans Möller verlobt hatte, in ein Ar-

menstift zu M. eingekauft worden. Sie fand dort Gelegenheit, mit den andern alten Weibern täglich zu keifen. Dies war ihr nothwendig und gesund und sie wird gewiß ihre hundert Jahr alt werden.

In Doctor Rudolph Henke's Familie, — wenn wir überhaupt so sagen dürfen, — ging es inzwischen nach wie vor still und kalt her. Eigene Kinder waren nicht da. Clementine hatte wenig Umgang und an ein innigeres, geistiges Aneinanderschließen von Mann und Frau war nicht zu denken. Er vertiefte sich immer mehr in seine Studien, für welche sie nun einmal kein Verständniß hatte; dann kränkte es sie auch, daß Fritz Möller, der zu einem ganz prächtigen Jungen heranwuchs, sich fast ausschließlich zu seinem Onkel hielt. Dieser flößte ihm von seiner eigenen Begeisterung für alles Edle und Schöne ein, für Wissenschaft und Kunst; — hier fand er Wärme, während Clementine in ihrer Starrheit, Nüchternheit und Strenge ihn, gelinde gesagt, verschüchterte.

Fritz mochte etwa zwölf Jahr alt sein, als Ru-

dolph eine Vocation nach Wismar erhielt, die ihm nicht nur sehr bedeutende, pecuniäre Verbesserung, sondern auch eine in jeder Beziehung angenehme Stellung verhieß. In M. empfand er nur zu lebhaft den Mangel an hinreichendem wissenschaftlichen Apparat zur Förderung seiner Studien. Er hatte sich längst darnach gesehnt, in eine größere Stadt zu kommen.

Und auch Clementine fühlte sich in M. nicht behaglich; sie schob vielleicht äußerlichen Verhältnissen die Schuld zu, die doch eigentlich in innerlichen lag. — Gleichviel, in dem einen Punkt waren die beiden Gatten einverstanden, daß eine Uebersiedelung nach Wismar unter den gebotenen Umständen wünschenswerth sei.

Wegen Fritz Möller brauchten sie nicht zu fragen und zu sorgen. Seine Vormünder waren ein Bauervogt und ein Förster; beide Leute betrachteten ihre Curatel nur als eine Last und ließen seine eigentlichen Erzieher gern gewähren.

Da nun Rudolph mit dem Wunsch herausrückte, den Knaben an Sohnes Statt anzunehmen, — ihn

zu adoptiren, — hatten Jene durchaus auch dagegen Nichts einzuwenden und sie betrieben bei der Regierung die sofortige Genehmigung der Proposition. Clementine und Fritz waren Geschwisterkinder und, da bei Ersterer auf Leibeserben nicht mehr zu hoffen war, zugleich nächste, gegenseitige Erben. Fritz wurde in Zukunft Möller-Henke genannt, indeß wurde es Gewohnheit, ihn nur Fritz Henke zu nennen. —

Die Uebersiedelung nach Wismar geschah. — Fritz arbeitete auch hier auf der Schule mit angestrengtem Fleiß und war bald allen seinen Altersgenossen voraus. Natürlich wirkte das tägliche Zusammensein mit dem Adoptivvater, mit Rudolph, darauf ein; denn es ist einmal entschieden, daß in kaufmännischen Familien gewöhnlich auch der Sinn der Kinder sich auf Handel und Wandel hinlenkt, in gelehrten dagegen die Knaben einen gewissen Stolz empfinden, auch wieder Gelehrte zu werden. Die Nachahmungssucht in dieser Beziehung ist übrigens, — nebenbei sei es bemerkt, — nirgend größer, als bei Seeleuten, bei Matrosen zum Bei-

spiel. Urgroßvater, Großvater und Vater mögen auf der See den nassen Tod gefunden haben, — die Jungen lassen sich nicht abhalten und werden fast immer wieder — Matrosen.

Eine jede Seestadt wird uns die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigen. Es geht übrigens ähnlich mit Landleuten, Predigern, Apothekern, — wirklich neue, geniale Bahnen eröffnen sich nur ganz besonders begabte, energische Naturen.

Ueber die Anleitung, über die Bestimmung des Knaben für seinen künftigen Beruf lassen sich dicke Bücher schreiben; wir können hier nur andeuten und anregen. Nach unserer Ueberzeugung sollen die Eltern nicht eigenmächtig früh entscheiden, — wohl aber mit Gewissenhaftigkeit früh prüfen und beobachten, welche besondere Neigungen der Knabe in seiner Entwickelung unbewußt verräth. Auf das, was er selbst sagt, kommt weniger an, denn er selbst besitzt, da er von der Welt Nichts kennt, auch noch kein Urtheil.

Bei Fritz kam es natürlich auf die Wahl eines künftigen Lebensberufes nicht allzusehr an, denn er

hatte ein recht hübsches Vermögen, welches ihm allenfalls eine völlige Unabhängigkeit und Selbstständigkeit sicherte.

Lernen! — Lernen! — Das war die Hauptsache, welche ihm Rudolph, — den er jetzt Papa nannte, — unablässig einprägte, — lernen, um für alle Wechselfälle des Lebens gerüstet dazustehen. —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Bevor wir dies Capitel schließen, um dann einige Jahre zu überspringen, müssen wir noch einen Blick in das Haus unseres alten Freundes, des Doctor Ferber, werfen.

Unter alle den gemeldeten Ereignissen ist die Zeit langsam vorgeschritten. Wir haben gesehen, daß Bernhard's Kind von seiner Schwester, der Doctorin, mit nach M. genommen war; auch Ines, von welcher wir so lange nicht gesprochen, war dahin mitgegangen.

Amanda, — Bernhard's Töchterchen, war jetzt ohngefähr fünf Jahr alt. Sie spielte munter mit

den, — freilich etwas älteren Hugo und Emmi Ferber, noch nicht ahnend, daß sie keine Mutter habe, — die Doctorin ersetzte ihr dieselbe ja mit aller, ihr eigenthümlichen Gutheit, — und daß ihr Vater mit gebrochenem Herzen einsam in der Welt dastehe und vergeblich im Geräusch der großen Welt den Kummer der Seele zu betäuben suche, verstand sie noch weniger.

Amanda war ein glückliches, rosiges, harmloses Kind, — Ines hatte sich entsetzlich verändert. Sie hatte nun auch schon etwa die Zwanzig überschritten und sah aus, wie ein altes, braunes Mütterchen von Sechszig. Ihre Gestalt war zusammengefallen, Alles welk an ihr und nur ihre Augen hatten den alten Glanz behalten. Sie war eigentlich der Doctorin viel werth, denn einem Argus gleich wachte sie über die kleine Amanda und unter ihrem Schutze war die Kleine gewiß gut aufgehoben.

Nach oberflächlicher Beurtheilung konnte man allerdings Gründe und Ursachen genug auffinden, welche die verfallene Gestalt der einst so lebhaften Ines erklärten. Das Volk, aus dem sie stammte,

altert rasch, noch rascher, als die Orientalinnen, als die Jüdinnen, die Südländerinnen überhaupt. Dann hatte das Mädchen eine eigenthümliche Gewohnheit an sich, von der kein Bitten, keine Vorstellungen, kein Zwang sie abbringen konnten: sie verschlang nämlich, wo sie dergleichen nur fand, — Schiefer, Kreide, Lehm, — oft in bedeutenden Quantitäten. Freilich ist dies eine bekannte Sitte der Indianer, aber es findet sich Aehnliches auch häufig genug bei europäischen, bei deutschen, bleichsüchtigen Mädchen, die sogar, — in wunderbarer Gier, — Zwirn, Band und solche Dinge nicht verschmähen.

Doctor Ferber ging jedoch tiefer auf den Grund, beobachtete das Mädchen, welches in mehrfacher Beziehung sein Interesse als Mensch und Arzt erweckte, genauer und sprach häufig mit seiner Frau über sie.

„Es liegt bei der Ines nicht allein im Körper,“ — pflegte er zu sagen. — „Blos abgestumpft ist sie nicht; sie führt ein starkes Seelenleben und ein Blick aus ihren Augen, — dann aber auch die leidenschaftliche Anhänglichkeit an Amanda sprechen

dafür. Es mag sein, daß sie sich hier in Europa fremd unter Fremden fühlt; es mag sein, daß Heimweh an ihrem armen Herzen nagt, aber derartiges hat sie niemals geäußert. Ich glaube vielmehr nicht zu irren, wenn ich die Ursache ihres augenscheinlichen Hinwelkens ganz anderswo suche. — Sie hat die verstorbene Carlota geliebt, aber auch — Bernhard!"

Diese letztere Auffassung machte die Doctorin stutzig und da sie ja so viel von ihrem Bruder hielt, wollte sie der Sache, wenn möglich, auf den Grund kommen. Hatte ihr Mann Recht, so wollte sie doppelt freundlich gegen die arme, leidende Ines sein.

Sie nahm nun öfters Gelegenheit, in des Mädchens Gegenwart von Bernhard zu sprechen und bald sah sie mit scharfem, weiblichem Blick, wie aufgeregt das braune Kind dann jedes Mal wurde. Dann riß sie oft die kleine Amanda stürmisch an ihr Herz und wandte sich ab und stieß unarticulirte Töne aus, — es war kein Weinen, kein Schluchzen, aber ein krampfhaftes Würgen, das erbarmungswürdig klang.

Zwei, drei Mal hatte die Doctorin eine solche Scene erlebt; dann hatte sie, nach ihrer Ueberzeugung, Gewißheit und rief nie wieder dergleichen hervor. Aber von nun an behandelte sie Ines, die stets demüthig war und sich von ihr in bescheidener Entfernung hielt, fast wie eine Schwester. —

---

## Dreizehntes Capitel.

Der Schleswig-Holsteinische Krieg. — Der Student. — Der Irrsinnige. — Der Freischärler. — Gefecht bei Bau. — Verzweiflung. — Ein Lichtstrahl. — Wiedergefunden. — Sanfter Tod. — Eine Begegnung und deren Wirkung.

Wir überschlagen nunmehr etwa sieben Jahre und sind bei dem verhängnißvollen 1848 angekommen. —

Die Herzogthümer Schleswig-Holstein sind nach historischem Recht ein einiger, selbstständiger Staat.

Nachdem schon im Jahre 1326 durch die sogenannte Waldemarische Constitution festgesetzt worden war, daß Schleswig niemals mit Dänemark vereinigt werden solle, fiel nach dem Aussterben der Schleswigschen Herzogsfamilie 1375 vermöge Erbvertrages das Herzogthum Schleswig an das Hol-

steinische Grafenhaus der Schauenburger und vom Jahre 1375 an sind Schleswig und Holstein unter gemeinschaftlichen Landesherrn vereinigt gewesen.

Als der letzte Schleswig-Holsteinische Landesherr aus dem Schauenburgischen Grafenhause, Adolph VIII., 1459 gestorben war, erwählten die Schleswig-Holsteinischen Stände seinen Schwestersohn, den Grafen von Oldenburg, Christian I., König von Dänemark, Schweden und Norwegen zu ihrem Landesherrn und zwar ausdrücklich nicht als einen König von Dänemark, sondern als einen Herrn der Lande Schleswig und Holstein; sie verpflichteten sich zugleich, aus der männlichen Nachkommenschaft Christian's I. den jedesmaligen Landesherrn Schleswig-Holsteins zu erwählen.

Dagegen stellte Christian I., welcher schon bei seiner Erwählung zum Könige von Dänemark 1448 mit seinem Oheim, Adolph VIII., die Vereinbarung, daß Schleswig niemals mit Dänemark vereinigt werden solle, erneuert hatte, am Mittwoch nach Invocavit und am Freitag vor Palmarum im Jahre 1460 den Ständen und der gesammten Einwohner-

schaft der Lande Schleswig-Holstein einen Freibrief aus, worin er unter Anderm eidlich gelobte:

„Es sollten Schleswig und Holstein ewig ungetrennt zusammen bleiben."

So bildeten bis in die neueste Zeit die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark zwei selbstständige Staaten neben einander, mit gemeinschaftlichem Landesherrn.

So konnte es auch geschehen, daß für das Königreich Dänemark, durch das sogenannte dänische Königsgesetz, von König Friedrich III. die Thronfolge nach dem Erlöschen seines Mannesstammes auf seine weibliche Linie übertragen wurde, während in Schleswig-Holstein der gesammte Mannesstamm Christian's I. zur Staatserbfolge berufen blieb.

Die staatsrechtliche Selbstständigkeit Schleswig-Holsteins erlitt im Laufe der Jahrhunderte zum Nachtheil des Landes mehrfache Beeinträchtigung. Die dänische Nation strebte von jeher nach Herrschaft über die Herzogthümer; mit der Thronbesteigung Christian's VIII. im December 1839 machte sich dies Streben immer lauter und verletzender geltend.

Der König war eigentlich ein wohlwollender Mann, dabei gelehrt, namentlich in naturwissenschaftlichen Dingen, wie er denn auf Sammlungen in diesem Fache große Summen verwendete. In seiner Persönlichkeit war er leutselig; Spötter hielten sich über seine große Vorliebe für eine gut besetzte Tafel auf. Man erzählt die, freilich unverbürgte Anecdote von ihm, daß er einst auf einer Reise in einem Hamburger Hotel das Diner nicht erwarten konnte. Er geht an der Küche vorüber und bemächtigt sich unbemerkt eines der dort bereits servirt stehenden gebratenen Hühner.

Der Diebstahl wird bald bemerkt und es entsteht in der Küche Allarm. Zufällig hört der König bei der Tafel davon und erklärt dann lachend, daß er selbst der Missethäter gewesen.

Genug, — eben dieser gemüthliche Christian der Achte hat den ganzen Zwiespalt zwischen Dänemark und den Herzogthümern zum Ausbruch gedrängt; er trägt die Schuld, daß bereits so viel Blut in der Sache vergossen wurde und vielleicht noch vergossen werden wird. Er hielt nicht die urkundlich beschwo-

rene Fürstentreue und stellte sich leider dadurch in die große Reihe wortbrüchiger Dynasten.

Christian VIII. neigte sich der dänischen Anschauung zu. Seine Politik ging dahin, Schleswig-Holstein und Dänemark in einen sogenannten Gesammtstaat zur Staatseinheit zu verbinden, die dänische Thronfolgeordnung auch für Schleswig-Holstein in Anwendung zu bringen.

Der am 8. Juli 1846 von ihm erlassene „offene Brief" war die Einleitung dazu. Dem jüngeren und leidenschaftlicheren Theile des dänischen Volkes genügten aber selbst diese Gesammtstaats-Tendenzen des Königs nicht; es bildete sich in Dänemark die Partei der sogenannten Eiderdänen, deren Losungswort war: Dänemark bis an die Eider, vollständige Incorporation und Danisirung des Herzogthums Schleswig und gewaltsame Trennung der fünfhundertjährigen Verbindung desselben mit Holstein.

Jeder gute Deutsche beklagt noch jetzt den Verlust des ursprünglich deutschen Elsasses; Schleswig ist, bei Weitem überwiegend, deutsch gesinnt und

dennoch müssen wir in unseren Tagen erleben, daß Schleswig, wie es scheint, unter dem Fluch engherziger Diplomaten unrettbar dem Vaterlande verloren geht und den Dänen in die Hände fällt.

Am 20. Januar 1848 starb Christian VIII. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Friedrich VII., welcher am 28. Januar den von seinem Vater überkommenen Entwurf einer Gesammtverfassung für Dänemark und Schleswig-Holstein als künftiges Verfassungsgesetz proclamirte.

Diese projectirte Gesammtverfassung genügte weder der nach vollständiger Herrschaft in den Herzogthümern begierigen dänischen Nation, noch den für die freie, selbstständige, deutsche Entwickelung ihres Staatswesens kämpfenden Schleswig-Holsteinern; es brach die Februar-Revolution aus; — immer entschiedener und heftiger traten die Gegensätze auf beiden Seiten hervor und so entbrannte der Krieg. —

Der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erkannte in einem Schreiben vom 24. März an

den Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg die uralten Rechte der Herzogthümer Schleswig-Holstein an und versprach darin, dieselben gegen etwaige Uebergriffe und Angriffe Seitens Dänemarks mit den geeigneten Mitteln zu schützen.

An demselben Tage, am 24. März, überfiel der Prinz von Schleswig-Holstein-Noer mit einigen hundert Jägern und einer kleinen Abtheilung Kieler Studenten und Turner von Kiel aus die Festung Rendsburg und versicherte sich dadurch des strategischen Schlüssels zum Herzogthum Schleswig. — —

Nachdem wir unseren Lesern diese kurzen, historischen Notizen in's Gedächtniß zurückgerufen, nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf. —

Fritz Henke-Möller war jetzt dreiundzwanzig Jahr alt. Er hatte Jura studirt und bereits den Doctorgrad erworben, aber er zog es vor, sich noch nicht irgendwo zu habilitiren, sondern noch eine Weile auf Universitäten zuzubringen, theils um das frische Studentenleben, wie es jetzt ist, noch eine Weile zu genießen, theils um noch in verschiedenen

anderen Disciplinen, namentlich in Geschichte und Philosophie, Collegien zu hören. Wir sagten absichtlich: — das Studentenleben, wie es jetzt ist, — denn glücklicherweise hat es von jener Renommisterei und Rohheit, die einst für ideal gehalten wurden, wenig mehr beibehalten und es ist vielmehr eine bedeutend vorherrschende geistige Wechselwirkung zwischen den wirklich strebsamen Studenten unter sich und mit den Professoren und übrigen Docenten eingetreten.

Unser junger Freund war in Heidelberg, als die Schleswig-Holsteinische Bewegung anfing. Gerade diese Universität zeichnet sich durch die Gediegenheit der historischen Forschung aus und natürlich wurde die deutsch-dänische Frage hier auf das Lebhafteste ventilirt. Fritz stand dieser letzteren, als geborner Lauenburger, eigentlich nicht unmittelbar nahe; — — es ist geschichtlich leider bekannt, daß ganz Lauenburg sich bei der nationalen Frage nur sehr flau betheiligt hat. — Fritz war jedoch ein Brausekopf, — er war in jenem glücklichen Alter, wo man noch glaubt und schwärmt, und seine Erziehung durch den

Pflegevater, Rudolph Henke, war ganz geeignet gewesen, ihn zu einem Exaltado für alles Gute, Edle, Schöne und Wahre zu machen.

Es befanden sich mehre junge Schleswig-Holsteiner in Heidelberg und sowie die provisorische Regierung sich proclamirt und den Aufruf an Freiwillige erlassen hatte, eilten sie gen Norden. Für unsern Fritz war natürlich nun auch kein Halten mehr und unvermuthet traf er bei seinen Pflegeeltern in Wismar ein.

Kam nun Fritz mit den leidenschaftlichsten Hoffnungen und Plänen an, so traf er auf einen ganz unerwarteten Widerstand. Er war seit etwas länger als zwei Jahren nicht zu Hause gewesen. Seinen Pflegevater, auf dessen völlige Zustimmung er gerechnet hatte, fand er sehr verändert.

Rudolph Henke war gealtert. Er hatte, wie wir wissen, in seiner Häuslichkeit wenig Freude und seit Fritz von ihm gegangen, fühlte er sich erst recht einsam. — Immer mehr vergrübelte, — verkrümelte, möchten wir sagen, — er sich in seine Studien und auch die Zeitströmung blieb ihm nicht fern.

Er hatte ja absichtlich die Stelle in Wismar angenommen, um, besonders durch Vermittelung größerer Buchhandlungen, auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Sonderbarer Weise machten die prosaischen und poetischen Declamationen von 1848 und der Zeit vorher einen ganz entgegengesetzten Eindruck auf ihn. Er bedauerte Freiligrath, daß derselbe sich von seinem ursprünglichen Terrain, dem Lyrisch-Epischen, entfernt und sich unter die Politiker begeben habe und wenn Herwegh sang:

„Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden!“

so schüttelte er bedenklich den Kopf und sagte still für sich hin: — wir wollen den Tag nicht vor dem Abend loben! —

Wie war er jubelnd aufgesprungen, als Fritz so ganz unverhofft in sein Studirzimmer stürzte, — wie bleich und bebend zog er sich zurück, als Jener mit beflügelten Worten seinen Wunsch aussprach, in eines der sich bildenden Schleswig-Holsteinischen Freicorps einzutreten.

„Setze Dich, Fritz!“ — sagte er, nachdem er sich

ein wenig gesammelt hatte, — „setze Dich, nimm eine Cigarre und höre mich an."

„Ihr schwärmt jetzt Alle für Freiheit und Unabhängigkeit. Es scheint sogar, als ob die deutschen Fürsten Euch willfahren möchten. Aber, Fritz, — wer könnte, dürfte ihnen trauen? Ist denn König Friedrich Wilhelm IV. nicht ein Sohn des Mannes, der seinem Volke bis zu seinem Tode die gelobte Verfassung vorenthalten hat und Du meinst, daß er redlich und nachhaltig den Schleswig-Holsteinern beistehen werde in ihrem Streite gegen den König von Dänemark? Gebt Euch keinen leeren Träumereien hin, sondern blättert im Buche der Geschichte. Es ist unnützes Blut, das jetzt vergossen wird, denn unsere deutsche Diplomatie ist falsch und erbärmlich zugleich! — Sieh', Fritz, Dich, als Lauenburger, berührt die Sache nicht unmittelbar. Die Pflicht ruft Dich nicht. Mir aber bist Du von Deinem seligen Vater anvertraut und ich kann nicht zugeben, daß Du Dich in einen Kampf stürzest, den ich von vorn herein für hoffnungslos halte. Es ist kein Mann an der Spitze unserer Nation und so lange

der fehlt, bleibt unser Volk verrathen und verkauft, ein Spott und eine leichte Beute unsrer Nachbarn.“ —

So manches Wahre auch in dem liegen mochte, was Rudolph sagte, — einem jungen, begeisterten Studenten, wie Fritz, leuchtete es am Allerwenigsten ein. Er nannte es pedantisches Raisonnement und Kleinmuth und bestürmte seinen Pflegevater unabläſſig, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, mit den Uebrigen in's Feld zu ziehen.

In diesem Punkte jedoch war Rudolph unerbittlich. Fast eine ganze Woche verging unter vergeblichen und höchst unerquicklichen Debatten. Offenbar regte sich Fritz von Tag zu Tage mehr auf und ein weltklügerer Mann als Rudolph hätte die Gefahr eines solchen Zustandes schon kommen sehen.

Endlich war die Catastrophe da. Eines Morgens fand man des jungen Mannes Zimmer leer. Natürlich war der erste Gedanke, daß er nach Altona oder Rendsburg gegangen sei und dahin wurden in aller Eile Boten abgesendet: — aber keine Spur von dem Verschollenen ward entdeckt.

Nach entsetzlich bangen, sieben Tagen erhielt die Polizei Nachricht, daß sich in einem Dorfe, nicht weit entfernt von Wismar, ein Individuum vorgefunden habe, aus dessen verwirrten Reden man schließen müsse, der junge Mann sei irrsinnig. Die ganze Personalbeschreibung ließ keinen Zweifel übrig, daß Fritz es sei.

Rudolph eilte natürlich sofort mit einem Arzte und einigen Gerichtspersonen nach dem bezeichneten Dorfe, wo sie, im Hause des Bauervogts, den Aermsten als halben Gefangenen im kläglichsten Zustande antrafen. Er erkannte nicht einmal seinen Pflegevater und rannte in seinem Stübchen auf und ab, tobte, schalt auf die Dänen und wähnte sich offenbar mitten im Schlachtgewühl.

Auf Rudolph, der seinen Adoptivsohn so innig liebte, der den ganzen Inhalt seines armen Herzens auf diese einzige Menschenblüthe übertragen hatte, machte ein solcher Anblick eine fast vernichtende Wirkung. Zum Handeln war er durchaus unfähig.

Der Arzt und die Beamten zuckten die Achseln.

Es lag durchaus kein Grund vor, die Sache criminaliter zu behandeln, denn man erfuhr, daß der junge Mann von Dorf zu Dorf umhergeschweift sei, übrigens mit Geld wohl versehen, — und für den Krieg gegen Dänemark Reden gehalten habe; daraus konnte man ihm in seinem Zustande kein Verbrechen machen. Aber was nun mit ihm beginnen?

Nach ernster Berathung kam man überein, daß es unbedingt am Besten sei, ihn vorerst nach der berühmten Irrenheilanstalt, dem Sachsenberge, bei Schwerin, zu schaffen. Dort war man sicher, daß er in humane Pflege und in psychologisch richtige Behandlung käme.

Es war leicht, den Geisteskranken durch eine falsche Vorspiegelung zu täuschen und unter dem Vorwande, daß er nach Holstein solle, brachte man ihn glücklich unter das schirmende Dach der genannten Anstalt.

Rudolph kehrte, wie vernichtet, nach Wismar zurück.

Und doch sollte schon nach wenigen Tagen ein

Lichtstrahl in seine trübe Seele fallen. Der treffliche Arzt vom Sachsenberge schrieb nämlich, daß er, nach gewissenhafter Beobachtung des Patienten, ganz fest überzeugt sei, derselbe leide nur an der einen, fixen Idee, mit in den Krieg ziehen zu wollen und könne die Pietät gegen seinen Adoptiv-Vater mit dessen Weigerung, ihm seinen Lieblingswunsch zu gestatten, nicht vereinigen. — Falls jene Einwilligung zu erlangen wäre, — so schrieb der Arzt, — garantire er für die prompte Genesung des Kranken. —

Was sollte Rudolph nun thun? Er mußte sich wohl in das Unvermeidliche ergeben, — oder sollte er den Vorwurf auf sich laden, aus Starrsinn das geliebteste Wesen, das er noch auf Erden hatte, dauernd in den Banden des Wahnsinns zu erhalten?

Er fuhr selbst nach Schwerin, nach dem Sachsenberge und hatte eine Besprechung mit dem Arzte. Dann wurde er zu dem Kranken geführt.

Fritz rannte in seiner Zelle mit verschränkten Armen und stieren Blicken auf und ab. Ein solches Insichhineinbrüten mußte ihn nothwendig geistig

tiefer und tiefer herabstimmen. Das hatte der erfahrene Arzt wohl erwogen und der Erfolg seiner guten Rathschläge zeigte sich fast unmittelbar.

Kaum hatte sich die Thür geöffnet, — kaum hatte Fritz seinen Adoptiv-Vater erblickt, so stürzte er mit freudestrahlender Miene auf ihn zu, ergriff ihn bei beiden Händen und rief:

„Vater, Vater, bringst Du mir Deine Einwilligung?“

Wir wollen nicht verschweigen, daß der Arzt durch vorsichtige, aber glückliche Andeutungen den Patienten auf Rudolph's Besuch vorbereitet hatte.

Letzterer war zu erschüttert, um antworten zu können. Statt dessen nahm er Fritz' Kopf zwischen seine Hände und weinte.

Nun stürzte Fritz zu seinen Füßen nieder, umschloß sie mit den Armen und rief:

„O Dank, Dank, lieber Vater. Ich habe fürchterlich gelitten. Ich war so krank, so krank! Aber nun ist Alles gut. Hurrah! hinaus! — hinaus!“ —

Das war nun freilich leichter gesagt, als gethan. Fritz wurde ohnmächtig.

Der Arzt erklärte indessen, der Uebergang sei ein wohlthätiger und, indem er für Fritz' Bequemlichkeit Sorge tragen ließ, bat er, ihm vorläufig Ruhe zu gönnen.

Wirklich hatte sich derselbe schon am nächsten Tage, — er war während seiner Ohnmacht in ein anderes Zimmer gebracht, — völlig erholt. Er sprach mit ganzer Besinnung, — jedoch immer in der festen Ueberzeugung, nun sein Ziel erreicht zu haben.

Zu ändern war jetzt allerdings Nichts mehr. — Rudolph kehrte nach Wismar zurück. Fritz, der nach der Unterredung mit seinem Adoptiv-Vater eine bedeutende Schwäche beibehalten hatte, war indeß schon nach vier bis fünf Tagen im Stande, gleichfalls und zwar ohne Begleitung, abzureisen. Nun hielt ihn natürlich Nichts mehr und nach einem ganz kurzen Besuche bei Rudolph eilte er direct nach Rendsburg.

Es gelang ihm hier, noch dem von Wasmer'schen Freicorps zugetheilt zu werden, welches schon am 26. März nach dem Norden abgerückt war; indessen

holte er es noch glücklich ein und nun war sein Herz voll Jubel. Unter völlig gleichgestimmten, jungen Männern für eine vergötterte Idee kämpfen zu sollen, welche höhere, schönere Aufgabe konnte er sich denken! Die Jugendlust quoll und schäumte in ihm und ihn und seine Genossen damals, in der begeisterten Zeit und Stimmung zu sehen, war gewiß und wahrhaftig eine Freude.

Auch hier sollte das Schicksal mit strengem, unbeugsamem Ernst einschreiten.

Bekanntlich waren die ersten Gefechte für die Deutschen nicht glücklich. Am 9. April griffen die Dänen, zehntausend Mann stark, unter dem Commando des General-Majors von Hedemann, — eines Schleswigers, — die diesseitigen Truppen, etwa fünftausend Mann unter General von Krohn bei Bau und Glücksburg an. Die Deutschen mußten sich mit einem Verlust von gegen tausend Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen zurückziehen. Auch das Wasmer'sche Freicorps war bei dieser unglücklichen Affaire engagirt.

Rudolph erhielt die Nachricht vom Gefecht bei

Bau durch die Zeitungen. Fritz selbst ließ Nichts von sich hören.

Es dauerte Tag um Tag und die Aufregung, die Angst des armen Mannes wuchs auf's Aeußerste. Endlich langte ein Brief von einem andern jungen Wismaraner, der in demselben Corps gedient hatte, an seine Eltern an. Ihm war es gelungen, der Gefangenschaft zu entgehen. Von Fritz Henke schrieb er, daß er denselben habe auf einer Koppel laufen und plötzlich stürzen sehn; wahrscheinlich sei er verwundet oder todt.

Rudolph konnte sich beim Empfange solcher Hiobsposten kaum fassen. Auf das Zureden Clementinens gab er jedoch alle Hoffnung noch nicht auf. Er machte sich selbst auf den Weg und stellte Nachforschungen in den Hospitälern zu Eckernförde, Flensburg u. s. w. an, — leider ohne Erfolg!

Gramgebeugt kehrte er nach Wismar zurück. Es unterlag kaum einem Zweifel mehr, — Fritz war mit den übrigen Gefallenen unter den kühlen Rasen gebettet.

Jetzt brach Rudolph sichtlich zusammen. — Es

ist wohl erzählt und geschrieben, daß Kummer, Schreck, Entsetzen binnen einer Nacht das Haar zu bleichen vermögen, — aber die Wissenschaft hat fast mit Gewißheit bestätigt, daß eine solche Erscheinung thatsächlich nicht vorkommt. Auch das Beispiel von der Königin Marie-Antoinette beruht auf einer Fabel. Sie hatte im Gefängniß selbstverständlich nicht die cosmetischen Mittel zur Hand, welche Teint und Haar in jener Zeit des Luxus am Hofe auffrischen mußten. Daß sie also verfallener aussah, als früher, erklärt sich von selbst.

Nicht das bereits vorhandene, — wohl aber das nachwachsende Haar kann durch jene geistigen Einflüsse greis erscheinen und dieser Fall trat bei Rudolph ein. Aus unendlichem Jammer um seinen verloren gegebenen Fritz war sein Haupt in drei Monaten schloßenweiß.

Er verkehrte jetzt noch weniger mit Menschen, als sonst. Abends saß er in seinem gewohnten Caffeehause still brütend auf seinem Platze und seine Bekannten ehrten seinen Schmerz.

Eines Abends trat ein College von ihm, Doctor

Prieß, mit einem Fremden ein, der, eine wissenschaftliche Autorität aus Mitteldeutschland, gewünscht hatte, Rudolph kennen zu lernen.

Professor Hausmann, — eigentlich ein geborener Holsteiner, aber seit vielen Jahren in Tübingen ansässig, — hatte mehre gelehrte Fragen auf dem Herzen, über die er mit Rudolph sich zu unterhalten wünschte. Solche gänzlich abstracte Themata waren allenfalls noch im Stande, das Interesse unseres unglücklichen Freundes lebhafter anzuregen und so kamen die Drei bald in ein vielbewegtes Gespräch.

Hausmann freute sich, einen so gediegenen Gelehrten persönlich kennen zu lernen und wurde in seiner, im Süden angewöhnten Leutseligkeit bald vertraulicher. Er hielt Rudolph für viel älter, als er wirklich war und erfuhr erst im Laufe der Unterhaltung ganz zufällig durch Doctor Prieß den Grund des Kummers, der den armen Mann schon so frühzeitig zum Greise gemacht hatte.

Der Professor stutzte.

„Aber, mein Gott!“ — sagte er, — „haben Sie denn keine besseren Beweise, lieber Herr Doc-

tor? Ihr Sohn kann ja noch sonst irgendwo stecken. Wer wollte so verzagt die Hoffnung aufgeben!"

„Fritz ist todt, — sonst hätte er geschrieben!" — antwortete Rudolph mit trüber, abwehrender Geberde.

„Erlauben Sie, daß auch ich mich nach ihm erkundige?" — sagte Hausmann. — „So ganz leicht verschwindet Niemand völlig."

„Thun Sie, was Sie wollen, aber mein Fritz ist todt!" — entgegnete Rudolph leise. —

Und Hausmann that, was er wollte. Im Gegensatz zu Rudolph, der, wie wir wissen, durchaus nicht die Gabe hatte, im Leben practisch zu handeln, war Jener ein thatkräftiger, in jeder Beziehung gewandter Mann.

Bereits folgenden Tages schrieb er an einen Bekannten in Copenhagen, theilte ihm den Fall mit und bat ihn, bei den Militairbehörden sich, wenn möglich, die Listen der Blessirten und Gefangenen zu verschaffen.

Dies war nun in der dänischen Hauptstadt gerade nicht schwer und schon nach kaum acht Tagen

langte in Wismar die überraschende Botschaft an, Fritz Henke-Möller sitze, unverwundet, auf der Dronning Marie. — Ja, durch Vermittelung jenes Copenhagener Freundes, der gute Verbindungen hatte und Manches durchsetzen konnte, was gewöhnlichen Menschen nicht gelingt, kam einige Tage später ein Brief von Fritz selbst an den Pflegevater.

Als Rudolph diesen in seinen Händen hielt und noch ehe er ihn erbrochen hatte, fiel er Clementinen um den Hals und weinte vor Freuden. Sie war eine solche Zärtlichkeit durchaus nicht gewohnt; heute wurde sie aber dennoch gerührt davon und es überschlich sie, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, der Gedanke, daß sie in ihrem Gatten ein tief empfindendes Herz verkannt und vielleicht durch eine lange Reihe von Jahren mißhandelt habe. —

Fritz schrieb, wie folgt:

„Durch eine ganz besondere Gunst, deren Urheber ich nicht zu errathen vermag, ist mir endlich gestattet worden, einen Brief in die Heimath zu schreiben und den Meinen Kunde über mich zu geben.

„Ich war, wie Euch bekannt, liebe Eltern, in

das Wasmer'sche Freicorps eingetreten. Am 9. April kam es bei Bau zum Gefecht, in welchem leider auch so mancher brave Offizier fiel, — so die Hauptleute von Michelsen und von Wasmer.

„Die Dänen hatten eine zu große Uebermacht, — allein zweiunddreißig Geschütze gegen unsere acht. Der Prinz von Noer befahl den Rückzug; die Dänen setzten, unter beständigem Feuern, scharf nach.

„Als ich über eine gepflügte Koppel eilte, fiel ich über eine tiefe Furche und im selben Augenblick hatten mich auch schon ein paar dänische Dragoner beim Kragen. Widerstand wäre völlig nutzlos gewesen und so theilte ich das Loos von Hunderten meiner Kameraden! — ich war Kriegsgefangener.

„Sehr angenehm ist eine solche Lage nicht, — das kann ich Euch versichern; das „Schleswig-Holstein meerumschlungen" klingt doch besser, als der „Tappre Landsoldat", mit dem wir auf dem Transport nach Copenhagen, natürlich uns zum Hohne, genügend regalirt wurden. Hier angekom-

men, sperrte man uns auf ein altes, ausgedientes Orlogs- oder Kriegsschiff, die Dronning (Königin) Marie und hier führen wir ein vollständiges Casernenleben mit sehr vieler Grütze, Erbsen und Bohnen. Diese ungewohnte, weder sehr aristocratische noch abwechslungsreiche Kost, sowie die Beschränkung auf den engen Raum des Schiffes müssen Körper und Geist erst gewohnt werden, — dann aber fügt sich ein junger Mann schon in sein Schicksal. Ewig kann es ja nicht währen; zu versäumen habe ich gerade Nichts und darum fasse ich diese unerwartete Episode meines Lebens mit thunlichstem Humore auf.

„Natürlich wird hier viel unter uns politisirt, denn außer dem unvergleichlichen Sechsundsechszig haben wir keinen andern Zeitvertreib. Da ist mir denn auch manche andere Idee gekommen und die Worte, die Du, Vater, einst zu mir sprachst, die von der Hoffnungslosigkeit der deutschen Sache unter obwaltender Führung und Verhältnissen zeugten, haben bei mir ihre Bestätigung gefunden. Ja, es ist unnütz, sein Blut auch für die gerechte Sache zu

verspritzen, denn die Diplomatie verpfuscht doch wieder Alles.

„Aber genug von solchen traurigen Dingen! — Wie lange ich noch hier festgehalten werde, kann ich natürlich nicht wissen, doch habe ich seit einigen Tagen die Gewißheit, daß in Copenhagen wohlwollende Menschen für mich thätig sind. Ich hoffe also das Beste, — Euch, liebe Eltern, bald wiedersehn zu können und bleibe mit zärtlichen Grüßen — — Euer Fritz."

Die zuletzt ausgesprochene Hoffnung sollte vorerst noch nicht in Erfüllung gehen. Aber der Brief an sich, — der einzige, welcher von Fritz einlief, hatte eine eigenthümliche, segensreiche Wirkung.

Mehrfach schon haben wir angedeutet, daß Rudolph vor der Zeit gealtert war. Jetzt war die Sorge um den geliebten Adoptivsohn gehoben und er fühlte das Bedürfniß, von ihm aus voller Seele zu sprechen. Er ging nun weniger aus und saß dagegen stundenlang bei Clementinen und redete über den Abwesenden und sie lernte jetzt erst, nach etwa siebenzehnjähriger Ehe, den ganzen Gemüths-

reichthum ihres Mannes kennen. Dadurch wurde auch ihre characteristische Starrheit und Strenge gebrochen, — wenigstens gemildert und niemals hatten diese beiden Menschen so befriedigend und befriedigt mit einander gelebt, als in dieser Zeit.

Rudolph hatte seine Stelle an der Schule in Wismar aufgegeben; eine mäßige Pension und das Vermögen seiner Frau genügten vollkommen zum anständigen Leben. — Er, Rudolph, litt an Brustbeschwerden und sein höchster Wunsch war jetzt nur, Fritz noch ein Mal zu sehen. Dieser Wunsch sollte ihm gewährt werden.

Ganz unverhofft kam Fritz eines Tages vor das Haus gefahren. Er wußte jetzt, wer ihn in Copenhagen protegirt, wer ihm die Freilassung und die nöthigen Reisemittel, Pässe und Geld, verschafft hatte: — es waren die alten Freunde des Professor Hausmann gewesen und diesen hatte er selbst noch in Altona gesprochen, denn der wackere Herr hatte nicht früher nach Tübingen zurückkehren wollen, als bis er das Werk, das er sich einmal vorgenommen, zu Ende geführt hätte.

Rudolph schrieb noch einen rührenden Danksagungsbrief an Hausmann; ein paar Tage genoß er das Glück des Wiedersehens und des Zusammenlebens mit Fritz und jetzt auch mit Clementinen, die namentlich der junge Mann zu seinem Erstaunen verändert, mild und liebreich fand.

Dann nahmen die Kräfte Rudolph's sichtlich ab und am vierten Tage, nachdem Fritz wiedergekommen, war er todt. Man konnte mit Recht von ihm sagen, daß das Leben ihn müde gemacht habe; aber er starb beruhigt und versöhnt und auf seinem Antlitz, als er im Sarge lag, war ein stiller Friede ausgebreitet.

Fritz blieb natürlich, aus Rücksicht gegen seine verwittwete Adoptiv-Mutter, noch kurze Zeit in Wismar; dann aber trieb es ihn wieder hinaus in die Welt. Diese war ja damals so stürmisch bewegt! — wie hätte ein junger Mann in Fritz' unabhängiger Stellung daheim Ruhe finden mögen, — besonders in einer mecklenburgischen Stadt!

Im Jahre 1849 war die deutsche Flotte im Entstehen. Die Begeisterung des Volkes war für

dieselbe, — Fürsteninteressen sind bis auf den heutigen Tag einem solchen Aufschwunge des Vaterlandes entgegen gewesen. — Aus allen Theilen Deutschlands kamen Patrioten, Mann und Weib, den vornehmsten und geringsten Classen angehörig, nach der Unterweser gewallfahrt, um die junge Schöpfung zu sehen, zu begrüßen. Admiral Brommy war der Mann, Tüchtiges zu schaffen und zu leiten.

Aber wir wollen nicht ungerecht sein. Auch ein deutscher Fürst, der Großherzog Paul Friedrich August von Oldenburg, interessirte sich lebhaft für die Kriegsmarine und that für sie, was er nur konnte. Hat er, der Hochselige, doch durch Entlassung seines Staatsraths Hannibal Fischer aus Großherzoglichem Dienste, sobald dieser den Verkauf der Flotte übernahm, bewiesen, daß es ihm mit seiner deutschen Gesinnung Ernst gewesen ist!

Auch Fritz zog es nach dem Punkte des Vaterlandes, wo Gedeihliches im Entstehen schien. Er ging nach Bremen und besuchte von dort aus die Schiffe, die in Brake und Bremerhafen lagen. Am

sechsten April war er hier Zeuge, wie die Nachricht von dem, am vorigen Tage gewonnenen Siege bei Eckernförde über die Seemacht der Dänen bekannt und welcher Jubel darüber laut wurde. „O Gott,“ dachte er, — „sollte es dennoch möglich sein und mein Vaterland diesen Froschmäusekrieg gewinnen, — trotz dem und alledem?“

Auf dem damaligen Depotschiffe der Flotte, dem Erzherzog Johann, bei Brake liegend, traf Fritz in diesen Tagen häufig eine ebenso mannigfaltige als interessante Gesellschaft. Er war mit einigen Offizieren am Bord bekannt geworden und ließ sich oft dorthin fahren. In der That sah das Verdeck, namentlich an Sonntagen, oft dem Plane eines Jahrmarkts auf dem Lande ähnlich.

Die Offiziere mit ihren vornehmeren Gästen saßen und standen auf dem Quarterdeck, unter schützendem Sonnensegel; hier wurden Erfrischungen aller Art, Wein, Brauselimonade, Chocolade von flinken Stewards umhergereicht, während auf dem Vorderdeck die Matrosen und Soldaten den Landleuten, Handwerkern u. s. w., die familienweise

angezogen kamen, die Honneurs machten, was sie um so lieber thaten, als diese Leute in der Regel Taschen und Tücher voll Kuchen, Obst und dergleichen guten Dingen mitbrachten.

Es war ein lebhaftes, immer wechselndes Bild, — diese verschiedenen Gruppen, — die stets ankommenden und abfahrenden Böte, — dann die Physiognomieen der Menschen, bald staunend, bald ängstlich, bald begeistert! — Jedenfalls gab es für den unbefangenen Beobachter vielen Stoff zum Nachdenken, zum Studium und auch — zum Lachen.

Wie gesagt, — unter dem Sonnensegel war häufig ausgewählte Gesellschaft; da blitzten die Uniformen, rauschten die Seidenkleider und funkelten die Augen junger, schöner Mädchen und Frauen. Selbst der oldenburgische Hof, die Königin Amalie von Griechenland und andere höchste Herrschaften verschmähten nicht, die Flotte zu besuchen.

Fritz Henke war unter den Fremden, die er hier getroffen, ein großer, schöner Mann, der etwa in der Mitte der vierziger Jahre stehen mochte, dadurch aufgefallen, daß er in seiner übrigens sehr reservirten

und gebildeten Unterhaltung einen entschieden mecklenburger Dialect verrieth. Er mußte ein halber Landsmann von ihm sein.

Der Herr mochte etwas Aehnliches von Fritz denken und als sie eines Nachmittags mit dem kleinen Weserdampfboot Roland wieder nach Bremen hinauffuhren, suchte er ein Gespräch mit unserem jungen Freunde anzuknüpfen. Er sagte, daß er eine Zeit lang in Paris und im südlichen Frankreich zugebracht habe und nun langsam wieder der Heimath zureise, um seine Tochter wieder zu sehn, — die Einzige, die ihm von seinen Lieben übrig sei. Ein wehmüthiger Zug in seinen Mienen erregte Fritz' aufrichtige Sympathie.

„Auch ich," sagte er, — „streife gewissermaßen planlos in der Welt umher. Die Zeit muß sich erst wieder consolidiren, ehe ich mich für die Zukunft zu einem festen Lebensplan entschließe."

Und nun theilte er, während die Schaufeln des Dampfers monoton arbeiteten, dem fremden Herrn sein Mißgeschick bei Bau und seine Gefangenschaft auf der Dronning Marie, — endlich den Tod

seines Vaters mit und nannte zufällig seinen Namen.

Der Fremde sprang wie electrisirt von seinem Stuhle auf und rief:

„Sie heißen Henke? — Sind Sie ein Sohn von Doctor Rudolph Henke?"

„Ja!" — erwiederte der junge Mann unbefangen.

„Und Ihre Mutter ist eine geborne Möller, Clementine Möller, — und Ihr Vater ist todt?"

„Alles ganz recht!" — sagte Fritz, — „nur mit dem Unterschiede, daß ich nicht wirklicher, sondern Adoptivsohn des Doctor Henke bin. Ich führe den zweiten Namen Möller, denn Clementine, die Mutterstelle bei mir vertreten hat, ist eigentlich meine Cousine."

„Ich habe die Familie gekannt!" — sprach jetzt nachdenklich und leise der Fremde. — „Junger Mann, wir müssen bekannter mit einander werden. Mein Name ist Rüsch, — Bernhard Rüsch auf Bützow bei Schwerin."

Fritz erwiederte höflich, daß auch er sich über die neue Bekanntschaft freue.

Inzwischen langte der Dampfer an der Schlachte — dem Hafenquai — in Bremen an und die beiden Männer fuhren zusammen in einer Droschke nach Hillmann's Hotel, wo sie beide logirten. Es war schon ziemlich spät und sie nahmen an der Wirthstafel Platz, — eine Wasserfahrt schärft stets den Appetit. — Bernhard war übrigens diesen Abend ziemlich wortkarg, schützte Ermüdung vor und begab sich bald auf sein Zimmer, ein weiteres Zusammensein mit dem neuen Freunde auf den folgenden Tag verschiebend.

Sobald er sich allein sah, ging Bernhard in seinem Zimmer mit großen Schritten auf und nieder und war augenscheinlich in höchster Bewegung.

„Wäre es möglich!" — rief er, — „Clementine ist frei, — frei! O großer Gott, wenn mir jetzt noch das Glück aufginge, nach welchem mein verirrtes Herz so lange vergebens gesucht hat! — O, des Herzens Stimme ist gewiß nicht gering zu schätzen. Mir hat sie von Anfang an gesagt, daß

nur der Besitz Clementinens mir genügen könne. Jetzt, — jetzt sei es zum zweiten Mal gewagt! Jetzt kann ich ihr eine Stellung im Leben anbieten, auf welche sie früher nicht hoffen durfte: — wenn sie nur einwilligt, wenn sie nur Mitleid hat! — Auch sie hat, glaub' ich, viel gelitten und Leiden machen gute Herzen weich, — nur böse verbittern und verhärten sie, aber böse ist Clementine nie gewesen; — auch das Weh, das sie mir zugefügt, war von ihrer Redlichkeit dictirt."

So argumentirte Bernhard in dieser Nacht, die er außer dem Bette zubrachte, denn er hatte eine schwere Arbeit vor, — wohl die schwerste, die er je in seinem Leben geleistet. — Er schrieb an Clementine und bot ihr zum zweiten Male seine Hand an.

„Geehrte Frau Doctorin!" — begann er, — doch der Ton widerstrebte seinem bewegten Herzen; er fuhr also fort:

„Liebe, ewig geliebte Clementine! Es ist doch wohl Gottes sichtbare Fügung, daß ich Dir heute noch einmal nahen darf. Noch einmal bietet Er die Möglichkeit, zwei Herzen sich vereinigen zu

lassen, die gewiß ursprünglich für einander bestimmt gewesen sind."

Und nun schilderte er ihr, so gut es gehen wollte, seine einsame Lebensstellung; er klagte Carlota nicht an, aber er verschwieg nicht, daß sie kaum für ihn gepaßt habe, — wobei er indeß alle Schuld auf sich nahm und endlich sprach er in wirklich rührenden Worten die feste Hoffnung aus, daß sie ihn dieses Mal erhören werde.

Er bemerkte schließlich, als etwas prosaischer Geschäftsmann, daß er sofort nach Bützow abreisen und dort ihre Antwort erwarten werde.

Durch das mühselige Amt des Briefschreibens hatte er für sich wenigstens so viel erreicht, daß er feste Pläne für die nächste Zukunft gefaßt hatte. Wegen Fritz Henke war er einigermaßen in Verlegenheit. Sich ihm ganz mittheilen wollte er um keinen Preis; er hätte dies für im höchsten Grade unzart gehalten und theilte außerdem den Aberglauben so vieler, nicht ganz starker Menschen, daß von einer projectirten Sache nie vorher gesprochen werden müsse, wenn sie überhaupt gedeihen solle. Dagegen

war ihm sehr daran gelegen, Fritzens Zuneigung und Vertrauen zu erhalten, respective zu gewinnen. Er sagte ihm daher am nächsten Morgen, — nachdem der verhängnißvolle Brief auf die Post gegeben war, — er müsse wegen dringender Geschäfte freilich noch heute abreisen, bäte ihn aber dringend, ihn auf sein Gut zu begleiten.

Fritz war im Ganzen nicht abgeneigt, einige Zeit im dolce far niente auf einem Landgute hinzubringen, doch lag es in seinem Plane, vorher noch einen Abstecher nach Heidelberg zu machen, wo er mehren Freunden seinen Besuch zugesagt hatte. Demnach versprach er Bernhard, oder vielmehr Herrn Rüsch, wie er nicht anders sagen konnte, binnen spätestens einigen Wochen nach Bützow nachzukommen.

## Vierzehntes Capitel.

Wieder ein Korb. — Junge Leute, junge Liebe. — Alte Leute, alte Liebe. — Schluß.

Wie lange haben wir doch unsere kleine Doctorin Ferber nicht gesehen! Zwar ist sie jetzt auch älter geworden, fast eine Funfzigerin, aber sie hat sich, wie man zu sagen pflegt, gut conservirt. Ihre ganze Figur ist rundlicher geworden, auch das Gesicht voller und eben dadurch ist sie mit Falten und Runzeln bisjetzt verschont geblieben.

Nun, — sie hat auch nicht allzuviele Sorgen gehabt. Ihre beiden Kinder, Hugo und Emmi, sind gesund und frisch herangewachsen; jener arbeitet als Commis in einem Hamburger Handlungshause und wird nächstens für dasselbe eine Commandite

in Mazatlan übernehmen; diese ist seit anderthalb Jahren an den Inspector des Bahnhofes zu M. verheirathet und hat die gute Doctorin kürzlich durch die Geburt eines Töchterchens zum ersten Male zur Großmutter gemacht.

Sind die eignen Kinder demnach auch vom Hause, so ist die Doctorin doch nicht allein, denn sie hat Amanda bei sich, die nunmehr auch schon zur Jungfrau herangewachsen ist.

Diese ist sehr schön geworden. Manche leise Andeutung in ihren Zügen verräth noch das südliche Blut der Mutter, aber das deutsche Element ist vorherrschend. Amanda hat Carlota's zierliche Formen, — die Gesichtsähnlichkeit erinnert an den Vater und auch Haar, Augenbrauen, selbst die Augen sind nicht mehr schwarz, sondern dunkelbraun.

Die Entwickelung des Mädchens ist rasch vor sich gegangen und sie zeigt jenes sinnige, träumerische Wesen, das Mädchen ihres Alters so überaus reizend kleidet.

Uebrigens hatte Doctorin Ferber sie vortrefflich

erzogen und ihr vollkommen, — so weit dies überhaupt möglich, — die Mutter ersetzt. Wir möchten sogar glauben, daß Amanda unter ihrer verständigen Leitung gediegener herangebildet worden, als es im andern Falle vielleicht geschehen wäre.

Sie hielt unendlich viel von ihrer guten Pflegemutter und Tante, — aber auch nach ihrem Vater sehnte sie sich oft herzlich und beklagte tief, daß er so selten kam.

Bernhard besuchte sie allerdings, — in der Regel ein oder zwei Mal im Jahre. Doch der Aufenthalt in M. war ihm, früherer Erinnerungen wegen, zu peinlich, als daß er sich längere Zeit dort hätte aufhalten mögen.

Tante und Nichte saßen beisammen in der Ersteren Wohnzimmer, als plötzlich draußen auf der Straße hastige Schritte ertönten und die Hausthür aufgerissen wurde.

„Louvado seja Deos!“ — kreischte aus der Küche eine Stimme, die jedenfalls Ines angehören mußte und in demselben Augenblicke sprang Amanda auch schon auf, eilte an die Thür und rief:

„Vater, mein Vater!“

In der That war es Bernhard, der, Schwester und Tochter herzlich begrüßend, eintrat. Auf Letztere warf er einen langen, liebevollen Blick, — dann wandte er sich ab und starrte, — nur wenige Secunden, in Gedanken verloren, aus dem Fenster. Amanda erschien ihm jedes Mal, wenn er sie wiedersah, schöner, vollkommner, — aber ihr Anblick rief ihm auch zugleich Carlota's Bild zurück und dann konnte er sich der Wehmuth nicht erwehren. Aber das Kind durfte natürlich davon Nichts ahnen.

Bernhard fragte nach seinem Schwager und theilte den Frauen mit, daß er dieses Mal bis zum folgenden Tage bleiben, dann aber Amanda auf einige Wochen mit nach Bützow nehmen wolle. Dies war schon öfter geschehen und für das Mädchen war es immer eine angenehme Abwechslung.

In Bernhard's Seele regte sich das Bedürfniß, in der neuen, ihm bevorstehenden Entscheidung über sein Leben sein Kind um sich zu haben.

Er erwartete, wie wir wissen, die Antwort Clementinens. —

Bernhard langte folgenden Tages mit seiner Tochter auf Bützow an und zwei Tage später kam Clementinens Brief.

Es war eine lange, lange Epistel, — der Grund-Inhalt eine Ablehnung des Antrages. Die Wittwe hatte alle mögliche Sophisterei hervorgesucht, um die Unmöglichkeit dieser Heirath darzuthun. Ihr seliger Mann, schrieb sie, sei erst seit Kurzem gestorben und die Pietät gebiete ihr, sein Andenken heilig zu halten; dann sprach sie von ihrem Alter, von der Consequenz, die den Menschen im Leben leiten müsse, — kurz, sie konnte der Vorwände kein Ende finden. Ein größerer Menschenkenner als Bernhard hätte vielleicht den Verdacht geschöpft, daß sie so viele Worte machte, um — sich selbst zu belügen.

Noch immer tummelte sie ihr altes Steckenpferd, das strenge Rechtlichkeitsprinzip, wie sie dasselbe sich zurecht gelegt und sie wollte es nun, mit eigener Aufopferung, gegen den Verstorbenen, wie früher gegen den Lebenden, aufrecht halten. Jetzt aber war die Sache doch anders; ihr erstes Wort hatte sie

eingelöst; vielleicht hatte sie jetzt an dem Ueberlebenden noch etwas gut zu machen und ihr eignes Herz klopfte so laut, — so laut.

Darum schrieb sie den langen Brief, um durch die vielen Worte die mancherlei widerstreitenden Stimmen in ihrer Brust zu übertäuben, — oder hoffte sie vielleicht auf eine eben so eingehende Widerlegung?

Letzteres glauben wir, ihrem ganzen Character nach, kaum und sie hätte sich auch in ihrer Hoffnung getäuscht. Bernhard war eine zu ehrliche Natur, um Winkelzüge zu verstehen.

Er betrachtete den Brief Clementinens nach dem, was er, ohne Interpretation, wirklich war, — als einen neuen Korb. Er ward nicht ungehalten auf sie, aber er ward tief traurig, daß ihm abermals seine Hoffnung fehlgeschlagen. Er sah in seinem schlichten Verstande nicht ein, warum er so consequent zurückgestoßen wurde, — warum der liebe Gott, — den er doch so oft darum angefleht, ihm immer und immer wieder die Erfüllung des Wun-

sches versagte, an den er von Jugend auf die Bedingung seines Lebensglückes geknüpft hatte. —

Bernhard's ganze Natur neigte sich durchaus nicht zum Aufbrausen. Widerfuhr ihm Unangenehmes, so ging er entweder hinaus in die Welt und suchte sich zu zerstreuen, — oder er ritt in's Freie und verarbeitete seine Gedanken, seine Gefühle, — seine Schmerzen in sich selbst.

Dies that er auch jetzt fast täglich und Amanda hatte wenig Gesellschaft von ihm. Sie sah, daß ihren Vater Etwas drückte, war aber viel zu scheu und bescheiden, nach der Ursache zu fragen.

Aber ihr junges Herz wurde mit betrübt, da sie den Vater leiden sah. Wenn er fortgeritten war, weinte sie oft im Stillen; sie fühlte eine Leere, ein Sehnen, ein Verlangen, ohne es sich deuten zu können. Sie empfand jene Seligkeit des Schmerzes, die junge Mädchen und junge Dichter empfinden werden, so lange die Welt besteht.

Und dies Gefühl ist ein so reines, so naives, daß wir nicht darüber spotten dürfen. Es ist der Mangel an Gelegenheit und doch der Wunsch, thatkräftig

einzugreifen in das Leben. Es ist die Zaghaftigkeit des Herzens und doch der edle Drang desselben, den Gott, der Schöpfer, hineingelegt hat.

Andere, die schon in der Welt gewirkt, geleistet haben, lächeln wohl über Empfindungen, die sie nicht mehr verstehn. Sie haben dieselben, bewußt oder unbewußt, auch durchgemacht. Wohl dem, der in dem Geräusch der Welt noch Gemüth genug übrig behalten hat, um die süße Schwärmerei der Jugend zu ehren. Sie ist besser, als alle spätere Scepsis, wenigstens vor dem Auge des Höchsten!

Eines Tages war Bernhard wieder ausgeritten und Amanda saß mit einem Buche in der Hand unter der Veranda des Schlosses. Es war ein holdes Bild, das junge, blühende Mädchen, vom Gitterwerk des Baues und von den grünen Epheublättern umrahmt! — Sie las in den feuilles d'automne von Victor Hugo. Diese schwungvollen Gedanken, mit leiser Wehmuth vermischt, boten ihr höchsten Genuß.

Da hörte sie auf der Landstraße einen Wagen rollen und etwas ängstlich horchte sie weiter. Der

Papa war ja nicht zu Hause und fremden Besuch anzunehmen in seiner Abwesenheit, — es blieb immerhin eine verlegene Partie für ein achtzehnjähriges Mädchen, das in der Gesellschaft noch nicht routinirt war.

Richtig bog ein Wagen durch das Gitterthor auf den Platz vor dem Schlosse ein; im muntern Trab kam die offene Postcalesche heran und hielt vor der Freitreppe. — In der Calesche saß ein junger Mann, den Amanda nicht kannte. Wir aber wollen keine romantische Spannung veranlassen, sondern einfach sagen, daß es Fritz Henke war.

Die aufmerksame Dienerschaft des Schlosses sprang aus den Wirthschaftsräumen schnell herzu; Amanda stand oben und war zweifelhaft, — sollte sie bleiben oder fliehen? — Zu Letzterem drängte sie ihre Schüchternheit, Ersteres war aber jedenfalls das Schicklichere und ihr gesunder Tact gewann den Sieg. Aber sie wurde purpurroth, als der Fremde zu ihr emporblickte, den Hut zog und sich verbeugte, — sie sah in ein Männerangesicht, wie es wohl zuweilen in süßen Träumen ihr erschienen, wie

sie aber in der Wirklichkeit nicht zu finden gehofft hatte.

Ein jeder Jüngling, jedes Mädchen hat, bewußt oder unbewußt, sein Ideal. —

Fritz stieg die Treppe hinauf und stellte sich ihr vor. Als früherer Student, als Freischärler und später auf Reisen hatte er jede Blödigkeit und Steifheit des Benehmens abgestreift; als gebildeter Mann, überhaupt als von Jugend auf sittlich rein erzogener und gebliebener Mensch hielt er in der Freiheit seines Auftretens die Grenzen des feinsten Anstandes inne und weiblicher Sinn empfindet Solches auf der Stelle.

Darum wich denn auch Amanda's Befangenheit bald einer gemüthlichen, fast freudigen Stimmung. Sie hatte ihren Gast gebeten, ihr in's Schloß zu folgen, indeß er hatte dies abgelehnt.

„Hier außen ist es ja so schön!“ — sagte er. — „Wenn es Sie nicht incommodirt, lassen Sie mich hier bleiben und hier die Ankunft Ihres Herrn Vaters erwarten.“

Im Herzen dankte Amanda ihm für diesen Vor-

schlag, der ihr eine gewisse Verlegenheit ersparte. Es ist ein Unterschied für ein junges Mädchen, mit einem Fremden unter dem Vordach des Hauses zu plaudern oder ihm im Innern desselben die Honneurs machen zu sollen.

Natürlich ließ Amanda einen Imbiß in die Veranda bringen und bald saßen die Beiden in traulichem Gespräch. Fritz erzählte von seinen Fährlichkeiten im Kriege, — von der deutschen Flotte, wo er Herrn Rüsch habe kennen lernen, — endlich auch von seinen Familien-Verhältnissen, wie er als junger Bursch in M. die Schulen besucht und später nach Wismar gekommen sei.

Amanda freute sich kindlich, als Fritz M. nannte, denn nun konnte sie auch mitsprechen und es fand sich, daß der junge Mann Tante Johanne Schmalbeck, die Pastorenwittwe, sehr gut kenne, — denn sie war ja die Pflegemama Clementinens gewesen, — und auch die Familie Ferber war ihm keineswegs fremd, wenn er auch lange Nichts von derselben gehört hatte.

Nun wurde über die gemeinsamen Bekannten

hin und her gesprochen, natürlich im allerwohlwollendsten Sinne; jede Spur von Blödigkeit schwand bei Amanden und es war ihr, als verkehre sie mit einem alten, lieben Freunde. So glücklich angeregt hatte sie sich eigentlich noch niemals in ihrem Leben gefühlt und nur, wenn der junge Mann zuweilen, während sie erzählte, seine Blicke sinnend auf ihr ruhen ließ, fühlte sie eine Art Unruhe, tief im Herzen, die sie sich aber durchaus nicht merken lassen durfte. Allein ihre Sprache wurde dann etwas hastiger, sie schlug die Augen nieder und ihre Wangen wurden sehr hübsch roth.

Nach etwa einer Stunde, — Amanden waren die letzten dreiviertel Stunden gleich Minuten hingegangen, — ritt Bernhard auf den Hof ein. Er war freudig überrascht, Fritz anzutreffen und bewillkommnete ihn mit der ganzen, offenen Herzlichkeit seines Characters.

Die beiden Männer, obgleich an Jahren verschieden, paßten vortrefflich zu einander und Fritz fühlte sich bald ganz heimisch auf Bützow. — Die Stimmung Bernhard's wurde nach und nach etwas

gefaßter; aber mit Schrecken dachte er an die Zeit, wenn Amanda wieder nach M. zurückgekehrt, Fritz Henke abgereist und er allein seinen trüben Gedanken hingegeben sein würde. Das fortwährende Reisen hatte er nachgerade satt; er konnte freilich seine Tochter bei sich behalten, aber was sollte das arme Kind allein bei ihm? — Ein solches Opfer konnte, mochte er nicht von ihr verlangen.

Aus seinen Zweifeln und Bedrängnissen sollte Bernhard auf überraschende Weise gerissen werden. Er war argloser Natur und hatte nicht eine Ahnung davon, daß es gefährlich ist, Kinder mit Feuer spielen zu lassen. Kinder aber waren in gewissem Sinne, ihren unschuldigen Herzen nach, Fritz und Amanda, das Feuer, das wir meinen und das am meisten Verheerungen in der Welt angerichtet hat, — ist die Liebe! —

Eines schönen Morgens trat Doctor Fritz Henke-Möller im schwarzen Frack und weißer Halsbinde bei Herrn Bernhard Rüsch ein und dieser erstaunte nicht wenig über das feierliche Costüm seines Gastes.

Er wurde beinahe ängstlich und meinte, es gälte Abschiednehmen.

Fritz aber half ihm bald aus der Ungewißheit, denn in wohlgesetzter Rede, — in der sich übrigens Schalkhaftigkeit und eine unverkennbare Aufregung die Wage hielten, — bat er um die Hand Amandens.

Bernhard war wie vom Blitz getroffen. Der religiöse Mann dachte sogleich wieder an einen unmittelbaren Fingerzeig Gottes. Sollte auf diese Art der Conflict in seinem Herzen gelöst werden? — Clementinens Pflegesohn liebte seine Tochter? — Und dann — und dann? — o des Mannes Gedanken verwirrten sich beinahe, — dann trat er ja doch wieder in nächste Beziehung zu der Einen, welche er nun und nimmermehr vergessen konnte. —

„Fragen Sie Amanda selbst!“ — antwortete Bernhard nach einer ziemlich langen, peinlichen Pause, während welcher er um Fassung rang. — „Sie sind ein ehrenwerther Mann und Ihnen würde ich mein Kind mit Ruhe anvertrauen. Aber als Vermittler tauge ich nicht und eine Bedingung müßte ich machen: — Sie müßten bei mir blei-

ben, denn ich kann nicht alle, alle Lieben von mir lassen!"

Die Stimme des sonst so kräftigen Mannes zitterte merklich; seine Augen wurden feucht. Aber Fritz stürzte ihm jubelnd an die Brust und rief:

„Alles verspreche ich Ihnen, bester Papa, — doch nun hole ich Amanda!"

Und wie der Wind war er aus dem Zimmer. Bernhard blickte ihm sonderbar bewegt nach.

„Gottes Wille geschehe!" — flüsterte er und faltete die Hände. — „Der Sohn Clementinens hat mich Vater genannt. Herr, Deine Wege sind unerforschlich!"

Wenige Minuten später öffnete sich die Thür abermals und erröthend stand neben Fritz Amanda vor ihrem Vater. Dieser stand auf, legte Beider Hände in einander und sprach mit vor Rührung bebender Stimme:

„Habt Euch lieb, Kinder, und werdet glücklich mit einander. Möge es kein Irrthum Eurer Herzen sein, der Euch zusammenführt, und so segne der Himmel Euren Bund."

Er küßte Beide auf die Stirn und fuhr fort:

„Geht jetzt, Kinder, geht und laßt mich eine Weile allein. Ich habe Vieles zu bedenken.“

Er bedurfte der Ruhe; die beiden Liebenden aber eilten, sich umschlungen haltend, in den Garten und kosten und plauderten von der schönen Gegenwart und der seligen Zukunft.

Fritz theilte seinem Mädchen die Bedingung mit, die der Vater gestellt hatte, und sie jubelte laut auf.

„O, das ist schön, so bleiben wir Alle beisammen. Und dann besuchen uns Tante Doctorin, — ich meine die Ferber mit dem guten Doctor und den Kindern und Tante Johanne und — und — —“

„Und meine Mutter!“ — ergänzte Fritz.

„Ja, Deine liebe, gute Mutter! ach, die muß ich nun auch recht, recht bald kennen lernen. Ach, wie freue ich mich darauf!“ — —

Die Aufregung, — die Erschütterung, welche Clementine empfand, als sie die Verlobung ihres Vetters und Pflegesohnes Fritz mit Amanda, der Tochter Bernhard's, erfuhr, läßt sich kaum beschreiben.

„Also doch,“ — rief sie in ihrer Einsamkeit und barg ihr Haupt in ihren Händen und weinte bitterlich, — „doch will der liebe Gott mir zeigen, daß ich Unrecht gehabt habe und daß Menschenwitz wie Spreu zerstiebt vor dem höheren Willen. Ich habe geglaubt, Recht zu thun, habe mein Lebensglück geopfert und wieder zeigt mir der Himmel, daß er es besser mit uns vorhat, als wir selbst, in unsrer armseligen Verblendung. — Bernhard! Du treue, treue Seele, — warum mußte ich Dich verstoßen!“

Eine aufgeregte Frau hat immer etwas Bedenkliches. Sie übertreibt gute und böse Empfindungen, weil ihr Gefühl dominirt und daher die Vernunft nicht zur gehörigen, regelnden Herrschaft kommt.

Clementine fühlte sich unglücklich, — gerade weil sie den, — allerdings falschen, — sophistischen Halt verloren hatte, der ihrem bisherigen Thun zur Stütze gedient hatte.

Sie fing an zu begreifen, daß göttliche und menschliche Liebe höher stehen und mehr und reicher und herrlicher beglücken könne, als selbstgeschaffener Wahn, der schließlich doch auf Lüge beruht. Ihr

Herz begann zu fühlen, daß es auf Irrgängen gewesen und daß nur die Wahrheit auf die Dauer Gnade findet. —

Kurze Zeit nach der schriftlichen Meldung von der Verlobung traf Fritz selbst bei seiner Pflegemutter ein und brachte Amanden mit.

Lange schaute Clementine das junge Mädchen an und machte sie dadurch fast ängstlich. Dann aber schloß sie dasselbe leidenschaftlich in ihre Arme und nannte Amanden liebkosend ihre Tochter und verhätschelte und verzog sie, soviel sie nur vermochte.

Amanda war an die stille, heitere, sich immer gleichbleibende Zärtlichkeit der Doctorin Ferber gewöhnt; hier traf sie das gerade Gegentheil, denn Clementine war in der That wie umgewandelt. Das Schicksal hatte mit ihr einen gewaltigen Gährungsproceß durchgemacht. Aber diese Wandlung war eine günstige und das junge Mädchen hatte sich am Wenigsten darüber zu beklagen. Im Gegentheil, — diese lebenswarme und etwas stürmische, leidenschaftliche Herzlichkeit that ihr wohl. Sie war ja

noch in dem Alter, wo man nicht nach Ursachen fragt, sondern sich an den Wirkungen harmlos erfreut.

Amanda blieb dieses Mal über vierzehn Tage bei Clementinen, während Fritz ab und zu reiste und mit Bernhard die Angelegenheiten seiner späteren Einrichtung besprach und ordnete. Fritz sollte auf Bützow mit seiner jungen Frau wohnen und nach und nach durch seinen Schwiegervater in die Details der Landwirthschaft eingeweiht werden.

Auch im Winter brachte Amanda manchmal einige Wochen bei Clementinen in Wismar zu. Bernhard correspondirte auch jetzt nicht mit ihr, aber er ließ sie stets freundlich grüßen und machte ein zufriedneres Gesicht, als seit langer Zeit. Es schien beinahe, als trage er noch besondere Pläne mit sich herum. —

Der Winter ging vorüber, der Mai kam in's Land und mit ihm der Tag, an welchem Fritzens und Amanda's Hochzeit gefeiert werden sollte. Bernhard hatte beschlossen, das Fest, seinem Reichthum entsprechend, auf das Glänzendste auszustatten. Die

Gemächer, welche dem jungen Paare künftig zur Wohnung dienen sollten, waren längst in Bereitschaft gesetzt. Nun prangte auch das ganze Schloß im Festgewande. Flaggen auf hohen Stangen, Ehrenpforten, Guirlanden und Kränze schmückten die Landstraße und den Platz vor dem Schlosse.

Außer den befreundeten Familien der Ferber's mit Kindern und Schwiegerkindern, Tante Johanne natürlich auch nicht zu vergessen, — waren eine große Zahl Gutsbesitzer und mehre Geistliche der Nachbarschaft eingeladen. Bernhard aber erwartete mit hochklopfendem Herzen einen Besuch, der ihm weit wichtiger war, als alle übrigen zusammen.

Clementine konnte unmöglich bei der Vermählung ihres Vetters und Pflegesohnes, ihres nächsten Angehörigen, fehlen. Wohl hatte sie einen harten Kampf mit sich durchzumachen, als sie die förmliche Einladung erhielt; sie sollte nach einer Reihe schmerzerfüllter Jahre zum ersten Male wieder dem Manne gegenüber treten, den sie doppelt verschmäht, der sie noch immer treu und herzlich liebte und mit dem sie, das fühlte sie jetzt nur zu tief, glücklich geworden

wäre, hätte sie nicht den trügerischen Eingebungen ihrer Reflexion in starrster Consequenz die Herrschaft eingeräumt.

Im Laufe dieses letzten Winters hatte sie oft über sich und ihre Handlungsweise nachgedacht und ihre Anschauungsweise war eine viel mildere geworden. Schon der Anblick Amanda's, — seiner Tochter, — stimmte sie weich. Früher wäre sie Bernhard unter allen Umständen entschieden ausgewichen, eben um jener unglücklichen Consequenz willen, — jetzt betrachtete sie es als eine Art Buße, als eine gerechte Demüthigung, ihn wieder zu sehen. —

Wie wogte es in der Brust der noch immer stattlichen Frau, als sie am Abend vor dem Hochzeittage in den Hof von Bützow einfuhr. Amanda hatte sie, umgeben von Freunden und Bekannten, auf der Veranda erwartet und sprang ihr nun mit herzlichem Willkommen die Stufen entgegen. Clementinens Blick schweifte scheu umher; aber sie fand Bernhard nicht unter den Anwesenden. Im Stillen dankte sie ihm für sein Zartgefühl. Das erste

Zusammentreffen mit ihm vor so vielen Zeugen wäre vielleicht mehr gewesen, als ihre Kräfte zu ertragen vermocht hätten.

Amanda, die von dem eigentlichen Verhältniß ihres Vaters zu Clementinen selbstverständlich gar Nichts ahnte, hatte von Ersterem die Weisung bekommen, jene nach ihrer Ankunft in die für sie bestimmten Zimmer zu führen und sie dann zu fragen, ob es ihr genehm sei, daß er sie besuche. Das junge Mädchen sah in diesem Arrangement nur eine liebenswürdige Höflichkeitsform von Seiten ihres Papa. Sie vollzog genau dessen Befehle und so trat denn Bernhard nach etwa einer halben Stunde bei Clementinen ein; seine Tochter hatte er zur Gesellschaft zurückgeschickt.

Clementine saß, die eine Hand auf das klopfende Herz gedrückt, während die andere das glühende Haupt stützte, im Sopha. Sobald Bernhard auf ihr leises „Herein!“ die Thür geöffnet hatte, stand sie auf, ihm entgegen zu gehen, doch vermochte sie es nicht; sie mußte sich am Tische halten.

Er schritt mit seiner alten, ehrlichen Offenherzig-

keit auf sie zu, reichte ihr beide Hände entgegen, blickte sie fest an und sagte mit gedämpftem, leicht zitterndem Tone:

„Willkommen, Clementine, unter meinem Dach!“

Und bei diesem Tone, den sie so lange nicht gehört, durchzuckte es sie, wie ein electrischer Schlag. Sie mußte aufblicken und sah den Geliebten in voller Manneschöne vor sich stehen, fühlte ihre Hand in der seinigen und der ganze, bange Traum ihres verirrten Herzens zog blitzschnell an ihr vorüber. Bernhard mochte vielleicht noch immer auf die alte Herbigkeit gerechnet haben; wie angenehm ward er daher berührt, als sie, weich, wie er sie niemals gesehen, antwortete:

„Ich danke, — danke vielmals, lieber Bernhard.“

„Setze Dich!“ — bat er, — „und sei nicht böse, wenn ich Dich noch auf die alte, trauliche Weise anrede. Sieh', es ist manches Jahr darüber hingegangen, aber Du weißt ja am Besten, daß Du immer meine liebe, liebe Clementine gewesen bist.“

Es war zu viel für sie. Plötzlich schossen ihr

die hellen Thränen aus den Augen und indem sie sich mit flehender Geberde zu ihm wandte, rief sie:

„O Bernhard, können Sie, — kannst Du mir vergeben?“

Im Nu waren achtzehn Jahre des Leids, der Täuschung vergessen. Bernhard hielt Clementine in seinen Armen und küßte sie auf Stirn und Mund und sie widerstrebte nicht mehr.

„Gelobt sei Gott!“ — rief er einmal über das andere. „Ich wußte ja, daß es so kommen mußte. Ich habe immer auf Ihn gehofft und Er hat mich erhört, meine liebe, theure Clementine!“

Was die Beiden in der nun folgenden Stunde mit einander gesprochen, wie sie sich ihre Liebe gestanden, die trotz aller äußern Verhältnisse doch nicht aus ihren Herzen gewichen sei, — es bedarf der Schilderung nicht. Es war ein ehrliches Bekenntniß ihrer Irrungen und Schmerzen und dann wieder eine selige Vertiefung in die frohe Gegenwart.

Amanda wunderte sich wohl, daß ihr Papa gar nicht wieder kam; aber als er doch endlich mit Clementinen am Arm erschien, Beide strahlenden An-

gesichtes, — da dachte sie nicht weiter nach und bezog die lächelnden Mienen auf die Theilnahme an ihrem eigenen Glück. —

Wozu brauchen wir das Hochzeitfest am nächsten Tage ausführlich zu beschreiben? — Es genügt, wenn wir einen Moment hervorheben, der zugleich unserer Erzählung gewissermaßen den Abschluß giebt.

Gegen Ende der Tafel erhob sich der Pfarrer, welcher die jungen Leute getraut hatte, ergriff den Pokal und brachte das Wohl eines neuen Brautpaares aus: — des Herrn Bernhard Rüsch und der verwittweten Doctorin Henke, gebornen Möller. Die Ueberraschung war allgemein, — nur die kleine Doctorin Ferber lächelte in sich hinein und nickte verstohlen ihrem Manne zu, während die übrige Gesellschaft in stürmische Glückwünsche ausbrach.

Amanda drückte Fritz die Hand und sagte zu ihm:

„O so bleiben wir doch Alle beisammen und wie lieb will ich die Mutter haben!“

Sechs Wochen später schlossen Bernhard und Clementine ganz in der Stille ihre Verbindung. Beide Paare leben glücklich und zufrieden auf Schloß

Bützow und Ines, die kleine verschrumpfte Indianerin, führt schon einen jungen Fritz Henke durch die Gänge des Parkes spazieren und singt ihm seltsame Weisen aus ihrer fernen Heimath vor. —



Ende.

# Inhalt des dritten Bandes.

---

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

---

Druck von Otto Wigand in Leipzig.